

Sabine Middelhaufe

**Ruhrgebiet - Italien
und zurück**

Zwei deutsch-italienische Leben

Roman

minifanal.de

Sabine Middelhaufe:
Ruhrgebiet - Italien und zurück
Zwei deutsch-italienische Leben

ISBN 978-3-95421-165-4

1. Auflage, 2021

Verlag: minifanal

www.minifanal.de

© Dirk Friedrich

Dorfstr. 57a, 53125 Bonn

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Marian Jaworski

verwendete Bilder:

Dahlhauser Tiefbau in Duisburg, 1965,

Simplicius, CC BY-SA 3.0 <<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/>>,
via Wikimedia Commons

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Dahlhauser_Tiefbau_1965.jpg

Asinelli-Turm in Bologna,

Власенко, CC BY-SA 3.0 <<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/>>,
via Wikimedia Commons

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Asinelli_Tower_and_Garisenda_Tower_Bologna_Italy.jpg

Sabine Middelhaufe kam 1957 in Bochum zur Welt und verbrachte ihre Kindheit und frühe Jugend in der Ruhrgebietsstadt. Nach der Schule zog sie nach Hamburg und studierte dort Architektur, Theologie und Philosophie. 1982 verschlug es sie zum ersten Mal nach Norditalien. Begeistert kehrte sie 1985 dorthin zurück und lebt mit einer kurzen Unterbrechung bis heute dort.

30. Juli 2018

Varzi, Lombardei

„Zwei Kaffee!“, rief der uniformierte Herr gut gelaunt in die Bar. Er war füllig, Anfang sechzig, mit breitem Schnauzbart, dichtem, grau meliertem Haar und ähnelte auf den ersten Blick verblüffend dem Peppone aus Guareschis Don Camillo.

„Ciao, Paolo. Sofort!“ kam die Antwort.

Paolo nahm mit seinem Freund an einem der runden Tischchen unter den Arkaden Platz. Sie waren die einzigen Kunden, die draußen saßen, denn die Temperaturanzeige, die über der Eingangstür der *farmacia*¹ leuchtete, lag bereits bei 25,7°C. Und das morgens um acht.

Im noch angenehm kühlen Innenraum der überfüllten Bar hingegen stand ein Grüppchen Männer in Anzug und Krawatte; Bankangestellte, die sich noch rasch ihr nötiges Koffeinlevel antranken, um dem Arbeitstag energiegeladen ins Auge sehen zu können. Sie unterhielten sich angeregt über den bevorstehenden Urlaub.

Die Läden in den altertümlichen Häuserzeilen beiderseits der engen Einbahnstraße waren noch geschlossen, mit Ausnahme der Bar und der benachbarten Schreibwarenhandlung, die die Tageszeitungen verkaufte. Unter den Arkaden hing, wie eine unsichtbare Wolke, der intensive Duft von frischem Kaffee, vermischt mit dem verlockenden Aroma ofenfrischer Backwaren. In einer Stunde würde es hier vor allem nach Abgasen stinken. Schon jetzt rauschten pausenlos Autos vorbei. Leute auf dem Weg zur Arbeit, Leute auf der aussichtslosen Suche nach einem Parkplatz. Die linke Seite der kleinen Straße war längst dicht an dicht von parkenden Wagen gesäumt. Anwohner. Und Ladenbesitzer, die lieber dreißig Minuten früher kamen, als ihr Fahrzeug später auf dem entfernten Marktplatz abstellen zu müssen.

Ein massiger silberner SUV bog gerade an den Straßenrand gegenüber der *cartoleria*², hielt mitten auf dem Zebrastreifen, der Fahrer, ein sommerlich ge-

1 Apotheke.

2 Schreibwarenhandlung.

kleideter Jüngling, stieg aus, schickte sich an, die Fahrbahn zu überqueren. Paolo, der uniformierte Carabinieri, nur wenige Schritte vom Tatort entfernt, erhob sich ungläubig von seinem Stuhl, was ihm die volle Aufmerksamkeit des Fahrers verschaffte, und bedachte ihn mit einem vernichtenden Blick.

„*Ma se non c'è un cazzo di parcheggio!*“³ rief der junge Mann aufgebracht und machte eine ungeduldige Geste.

Der Gesetzeshüter zog in übertriebener Manier die Brauen hoch, breitete leicht die Arme aus, als wollte er sagen: Ja, und? Deshalb parkt man trotzdem nicht auf dem Zebrastreifen.

„*Ma vaffanculo!*“⁴ zischte der jugendliche Fahrer gut hörbar, kehrte der *cartoleria* jedoch resigniert den Rücken.

„Wie meinen?“⁵, fragte Paolo laut.

Der junge Mann ignorierte ihn, knallte die Wagentür zu und rauschte mit aufheulendem Motor davon. Der Carabinieri sah ihm nach und schüttelte nur seufzend den Kopf.

„Du hast doch heute nichts Dringendes zu tun, oder?“⁶, wandte er sich dann lebhaft an den gepflegten Mittsechziger an seiner Seite. „Nein?“⁶, fuhr er fort, ohne dass der Andere überhaupt Zeit gehabt hätte, Luft zu holen. „Da!“ Und legte mit dramatischer Geste einen USB-Stick vor ihm auf die sauber glänzende Tischplatte. „Du kannst mir einen Gefallen tun und den gespeicherten Text mal ansehen. – *Grazie, Luciana!*“ Dies zur Bedienung, die zwei Kaffeetässchen brachte.

„Die Geschichte ist nämlich folgende“, sagte Paolo und senkte ein bisschen verschwörerisch die Stimme, was seinen älteren Tischgenossen sichtlich amüsierte. „Ein paar Grüne Nervensägen entdecken bei ihrer Wanderung mitten im Wald einen verrosteten alten Uno⁵ und erstatten Anzeige gegen den Besitzer des Waldstücks wegen Umweltverschmutzung. Unsere Jungs von der *Forestate*⁶ müssen die Sache wohl oder übel vor Ort in Augenschein nehmen:

3 Aber wenn's doch keinen verdammten Parkplatz gibt!

4 Ach, leck mich doch am Arsch!

5 FIAT Uno.

6 Forstbehörde.

der Uno ist leer, Sitze verschimmelt, angefressen, überall verdreckt mit Marderscheiße, na, du kannst es dir ja vorstellen. Das Auto hat jahrelang da in Frieden geruht und niemanden gestört, bis die Grünen kamen!“ Und warf einen vielsagenden Blick gen Himmel. „Warum können diese Leute nicht in Mailand oder Pavia bleiben und sich da über Umweltverschmutzung beklagen, eh? Warum müssen sie zu uns aufs Land kommen, um unsere Wälder zu kontrollieren?“ Inzwischen war seine Stimme so laut und leidenschaftlich geworden, dass ihm ein paar Passanten verwunderte Seitenblicke zuwarfen. Er ignorierte sie. Außerdem trug er Uniform und durfte folglich in gerechtem Zorn auch mal die Stimme erheben.

„Natürlich ist kein Zündschlüssel da,“ erzählte er weiter, „aber im unverschlossenen Kofferraum finden die Forstleute durchlöchernte Einkaufstüten und einen uralten Laptop! Sorgfältig in Plastikfolie eingeschweißt! Drinnen, auf dem Keyboard, ein Zettel: *Qualcuno si prenda cura*⁷. Dramatische Pause.

„Wir haben den Laptop hochgefahren, der noch bestens funktioniert, obwohl Baujahr 2002. Kaum zu fassen!“

„Aha. Aber wieso bestellst du mich dafür morgens um acht in die Bar?“, erkundigte sich Rovenò, sein Freund.

„Mein Lieber,“ erklärte der energische Mann in Uniform, „es geht mir nicht um den Uno, sondern das hier!“ Er wies auf den USB-Stick. Rovenò sah ihn nur erneut fragend an.

„Den Laptop müssen wir natürlich aufbewahren, aber auf dem Stick findest du eine Datei.“

„Mit tonnenweise suspekten Emails, die ich auf ihre historische Bedeutung prüfen soll?“

Paolo schüttelte den Kopf: „Es gab nicht einmal einen Email-Account, keinen Internet-Browser, nichts. Das Gerät wurde scheinbar nur als Schreibmaschine benutzt.“

„Oh, und geschrieben wurde...? Eine zeitgenössische Variante der *Divina Commedia*?“⁸

7 Jemand möge sich darum kümmern.

8 Die Göttliche Komödie, Werk des ital. Dichters Dante Alighieri (1265-1321).

„Genau das festzustellen überlasse ich dir, mein Freund, denn du sprichst Ausländisch. Der Text auf dem Ding ist auf Deutsch, endlos lang und niemand von uns hat eine Ahnung, was er bedeutet. Aber wenn du auf der Datei ein Geständnis desjenigen findest, der die alte Karre im Wald gelassen hat, und warum, verdammt noch mal, ausgerechnet bei uns, dann ruf mich an!“, sagte der Carabinieri grinsend und drückte den USB-Stick entschlossen in eine ihn zögernd annehmende Hand.

„Das ist nicht dein Ernst, Paolo?“

„Doch! Die ganze Geschichte ist doch irgendwie suspekt, findest du nicht?“

„Was erwartest du denn? Spionage? Eine neue Generation deutscher Terroristen, die via einem alten Laptop, den sie ganz schlau in einem ausrangierten Auto im Wald versteckt halten, miteinander kommunizieren?“

Paolo zuckte die Achseln. „Keine Ahnung. – Ach komm, Rovenolo! Du kannst nicht für den Rest deiner Tage zu Hause sitzen und die Wände anstarren.“

„Ach, daher weht der Wind! Eine Beschäftigungstherapie fürs arme Alterchen.“ Rovenolo presste die Lippen aufeinander, holte tief Luft und sagte schließlich: „Na schön, wenn ich wirklich mal nichts Besseres zu tun hab, schaue ich mir die Datei an – wenn...!“

Francesca war aus dem Haus gegangen, um einzukaufen. Ein paar alltägliche Besorgungen ohne Dringlichkeit, in einem Städtchen, wo das aufsehenerregendste Ereignis der letzten Jahre der Fund von zehn Marihuanapflanzen war, die ein paar unintelligente Teenager am Flussufer hatten großziehen wollen. Dann nahm der weiße Golf mit dem betrunkenen Maurer am Steuer mit überhöhter Geschwindigkeit die Kurve. So banal. So oft in der Zeitung gelesen. „Verkehrsunfall wegen Trunkenheit!“ So alltäglich, dass man gelangweilt darüber hinweg blätterte. Wenn auf einen Schlag allen italienischen Autofahrern, die irgendwann schon mal mit zu viel Alkohol im Blut gefahren waren, nachträglich der Führerschein entzogen würde, könnte man das ganze Land plötzlich in eine gigantische Fußgängerzone umwandeln. Francesca war nie vom Einkaufen zurückgekommen. Die beiden *vigili urbani*⁹ hatten an seine

9 Stadtpolizisten.

Tür geklopft, betretene Gesichter, eine Stimme, die unsicher sagte: „Dottor Maini, ich fürchte, wir haben eine sehr traurige Nachricht für Sie...“ Wie im Film. Wann immer möglich, mied er die Kreuzung im Städtchen noch heute, zwei Jahre nach ihrem Tod.

Roveno blickte auf die Wand, auf die gerahmten Fotos an der Wand und spielte geistesabwesend mit dem USB-Stick in seiner Hand. Draußen, unter dem Balkon, lief eine Gruppe Kinder laut johlend und lachend den Gehsteig entlang. Sein Blick wanderte unwillkürlich zu einem Bild seiner Enkel, die dem Fotografen spitzbübisch zuzwinkerten. Demnächst würde er seine Tochter in Siena besuchen.

„Verdammt noch mal,“ dachte er plötzlich wütend, „hat ein Mann von siebenundsechzig Jahren nicht das Recht, gegen seine eigenen Zimmerwände zu starren?“

Aber er stand trotzdem auf, schaltete seinen Computer ein und steckte den USB-Stick in das Gerät.

Susanne Meinert

Fluchtpunkte eines Lebenslaufs

1. Kapitel: Ruhrgebiet 1957 - 1967

Hochgewachsene Gestalten in muffig riechenden dunklen Anzügen und abgewetzten dunklen Hüten, die leise vor sich hin murmelnd oder in sich hinein kichernd den schmalen grauen Bürgersteig entlang taumeln. Das sind meine ersten Erinnerungen an die Welt vor dem schmutzig-sandfarbenen Jugendstilhaus, in dem ich aufwuchs. Betrunkene Männer, vor denen ich unwillkürlich zurückschreckte; umso mehr, je dichter sie sich, ein einfältiges Lächeln im Gesicht, umhüllt von Alkoholdunst und kaltem Zigarettenrauch, zu mir, an der Hand meiner Schwester, herabbeugten.

Unterschwellige Furcht schien auch bei uns zu Hause immer präsent zu sein, wie ein beständig wahrnehmbarer Geruch, den kein Bohnerwachs und kein gründliches Lüften der Zimmer je vertreiben konnte.

Unten an der Eingangstür hing ein Schild: Betteln und Hausieren verboten. Wenn dennoch schäbige Figuren in das stille Treppenhaus gelangten, an unserer Wohnungstür im ersten Stock klingelten, bettelnd um ich weiß nicht was, oder sich erboten, Messer und Scheren zu schleifen oder alte, unbrauchbare Gegenstände aus Metall mitzunehmen, wick meine Mutter sofort vor ihnen zurück, gab einsilbige Antworten und schlug die Tür wieder zu. Doch mehr als die blassgrauen, eingefallenen Gesichter der Bettler machte mir die abweisende Kälte und schneidende Stimme meiner Mutter Angst, verwirrten mich ihre abrupten, übereilten Bewegungen, das scharfe Luftholen. Hinter der verriegelten Wohnungstür hörten wir dann den schleppenden Schritten zu, die müde die Stufen hinunterstiegen und fiel unten die Haustür dumpf ins Schloss, blieb meine Mutter noch eine Weile mit angehaltenem Atem lauschend stehen.

Warum ihr innerer Tumult, der mit jedem Mal zögernder verebbte, bis ihre krampfhaft Umarmung endlich wieder leicht und zärtlich wurde, und ich mich auf ihrem Arm fast sicher fühlte? War es ihre Angst vor der Armut, die durch die fadenscheinigen Anzüge der Hausierer schien? Vor einer Gefahr,

wirklicher, handgreiflicher Gewalt? Vor alten Erinnerungen?

Meine Mutter war zu Kriegsende gerade zwanzig; ich wurde Anfang 1957 geboren, aber bekam nie die Gelegenheit sie zu fragen, was sie erlebt und gesehen hatte, lieber nicht gesehen hätte.

Trinken war in den 50er Jahren bei uns im Ruhrgebiet eine Art Volkssport, an dem jeder Mann teilnahm, nicht nur, wenn er sich als Kumpel oder Fabrikarbeiter nach der staubigen, harten Arbeit erst mal „einen hinter die Binde kippen“ musste. Oder war es in Wahrheit ein konfessionsübergreifender Exorzismus, mit dem diejenigen, die lebend, aber nicht unbedingt unverehrt aus dem Krieg zurückgekehrt waren, ihre Dämonen auszutreiben versuchten?

In einem Radius von vierhundert Metern um mein Elternhaus gab es sechs Kneipen und zusätzlich vier Buden¹. Bier und Schnaps konnten ungehemmt fließen, von morgens um halb sieben, wenn die ersten Trinkhallen öffneten, bis um Mitternacht, wenn die Kneipen schlossen und diese unverkennbare Geruchsmischung aus Bier, Schweiß, Buletten, Zigarettenrauch und ungewaschenen Arbeitern für eine Weile nicht mehr auf die Straße wabern konnte.

Später wurde meine Scheu vor Männern im Alkoholrausch für eine Weile von der nützlichen Erfahrung verdrängt, dass Betrunkene Dinge tun, auf die sie sich im Zustand der Nüchternheit niemals einlassen würden. Damals war ich ungefähr fünf und durfte schon mit Paul, meinem zehnjährigen Bruder, und seinen Freunden in den Straßen spielen. Entdeckten die Bengels einen Mann, der aus einer der vielen Kneipen torkelte, lachend oder singend, nur in keinem Falle wütend, wurde ich vorgeschickt.

„Onkel, gibst du mir ’n Groschen?“, musste ich fragen.

Manche ließen mich einfach stehen, andere schüttelten den Kopf, aber hin und wieder hielt einer schwankend an, kramte umständlich das Portemonnaie aus der Tasche, suchte mit unstillen Fingern und verschwommenem Blick nach einer Münze und legte sie mir in die ausgestreckte kleine Hand.

„Da!“, murmelte er feixend, versuchte sein Gleichgewicht zu halten und

1 Trinkhallen, Kioske.

machte sich unsicheren Schrittes wieder auf den Weg. Ich stürmte zurück zu den Jungs.

„Zeig her!“

Oft genug entpuppte sich der vermeintliche Groschen wie erhofft als fünfzig Pfennig Stück oder sogar als Mark und wir rannten johlend zur nächstgelegenen Bude, um Lakritzpfeifen zu kaufen, Pfefferminzbruch und Dauerlutscher, die unter ihrem knusprigen karamellenen Mantel mit Schokolade gefüllt waren. Manchmal hatten wir auch Pech und mussten mit einer zwei Pfennig Münze Vorlieb nehmen, die gerade mal ein großes Zuckerdragées für jeden hergab, doch es war das Abenteuer allemal wert.

Soweit ich zurückdenken konnte lebte meine verwitwete Großmutter mit in unserer Wohnung und war, zumindest für uns Kinder, ein wohltuender Einfluss. Sie liebte es, morgens lange zu schlafen und kam erst aus ihrem Zimmer, wenn meine Eltern bereits in den Laden im Erdgeschoss, meine Geschwister zur Schule gegangen waren und ich allmählich wach wurde.

Für Oma musste der Tag mit einem guten, geruhsamen Frühstück beginnen, vorzugsweise unter Verwendung ofenfrischer, duftender Brötchen, die sie flugs beim Bäcker im Nebenhaus holte, Butter, Marmelade, viel, viel schwarzen Kaffees, (für mich natürlich nur Caro) und zum Abschluss gab es die erste gemütliche Zigarette des Tages, deren Aroma sich perfekt mit dem Geschmack von Bohnenkaffee verband.

Derweil erzählte sie: von ihren Eltern und vielen Geschwistern in Stettin, wo sie 1895 geboren und aufgewachsen war. Vom Nachteil, am 23. Dezember Geburtstag zu haben, weil in ihrer Kindheit dann etliche der Geburtstagsgeschenke abends verschwanden, um Heiligabend wieder unterm Weihnachtsbaum zu liegen, was natürlich Betrug war und sie als Kind heiße Tränen hatte weinen lassen. Fast noch ein Mädchen war sie dann allein nach Hamburg gereist und hatte dort ein paar Jahre als Bedienstete bei einem Konsul gearbeitet. Wieso sie schließlich ins Ruhrgebiet kam und ob sie meinen Großvater, einen Bergmann, schon früher anderswo kennengelernt, auf welchen Barrikaden sie die Internationale gesungen hatte, in Hamburg oder in Berlin, kam mir nie in den Sinn, zu fragen.

Meine Großeltern waren als junge Leute Mitglieder der KPD und blieben ihr Leben lang rot und atheistisch. Nach der Geburt meiner Mutter klopfte dennoch der katholische Pfarrer an die Tür, um die Eltern zu beschwatzen, das Kind taufen zu lassen; mein künftiger Großvater warf ihn, ganz wörtlich, aus dem Haus. Als sich dann eine Weile später der junge protestantische Pastor einstellte, lud Opa ihn in die gute Stube ein und bot ihm zu trinken an, Schnaps versteht sich, was der Gottesmann in der Hoffnung auf neue Schäfchen natürlich nicht abzulehnen wagte. Ein paar Stunden darauf geleitete mein Großvater den Pastor, der sich tapfer mit ihm durch eine Flasche Schnaps getrunken hatte ohne umzufallen, zufrieden zur Tür. Zwar wurde meine Mutter nie in einer Kirche getauft, aber der evangelische Hirte hatte zumindest als Mann und Mensch den Respekt meines Großvaters gewonnen, der deshalb keine Einwände erhob, als sein einziges Kind neunzehn Jahre später einen evangelischen Sozialdemokraten heiratete.

Gelegentlich erzählte Oma auch vom Krieg. Den Bombenangriffen, der Angst, wenn nachts plötzlich die Sirenen heulten, den Hamsterfahrten zu Kriegsende, wenn die Züge voller Frauen waren, die gemeinsam aufs Land strömten, hoffend, bei den Bauern kleinere Wertgegenstände gegen ein paar Lebensmittel eintauschen zu können, oder, wenn es nichts mehr zu tauschen gab, auf den Feldern vergessene Kartoffeln mit den Händen auszugraben.

Nach der ersten Zigarette schwand ihre Bereitschaft zum Geschichten erzählen dramatisch, denn an diesem Punkt wurde der Tisch bis auf Kaffeetasse und Aschenbecher abgeräumt und meine Großmutter schlug ihr Buch auf, das heißt den jeweiligen Roman, den sie gerade verschlang. Sie besaß eine unglaubliche Passion fürs Lesen und hatte das Glück, dass es fünf Häuser weiter die Leihbibliothek gab, deren treue und häufige Kundin sie war.

Auch abends zog sich Oma früh in ihr Zimmerchen zurück: mit Buch, Zigaretten und einer Schachtel Pralinen oder wenigstens einer Tafel Schokolade.

Aus manchen Büchern las sie mir am Frühstückstisch vor, damit ich Ruhe gab und nicht um „Geschichten von früher“ bettelte; der Inhalt anderer schien nicht für meine jungen Ohren geeignet und dann musste ich mich

wohl oder übel trollen.

Meine Schwester, mehr als eine Dekade vor mir geboren, ergötzte sich daran, mich im prägenden Alter von vier Jahren ständig in hübsche, saubere Kleidchen zu stecken, meine krausen Haare zu frisieren und mich dann mit Dutt und glänzenden Schuhen auf den Hinterhof zu entlassen, wo Paul mit seinen Freunden Fußball spielte oder Land gewinnen oder sie einfach in den Pfützen Dämme und Kanäle bauten. Jedes Mal, wenn ich so zurechtgeputzt nach draußen gehen musste, litt ich abgrundtiefe Qualen, und natürlich machten sich die Bengels über mich lustig und wollten mich nicht dabei haben, schließlich spielen Jungs nicht mit Puppen, ha, ha.

Ich habe meiner Schwester diesen sinnlosen Terror nie verziehen.

Aber am Ende des Tunnels ist immer ein Licht. Irgendwann brüllte ich bei einer Anprobe aus vollem Halse: „Ich will nich’!“ , stampfte mit den Füßen und zerrte so wütend an den Kleidern, dass sie fast zerrissen. Und dann, ebenso verzweifelt: „Ich will kurze Haare, wie Paul!“

Kindliche Wutausbrüche treten auf, wenn die linguistischen und intellektuellen Ressourcen nicht mehr ausreichen, um sich gegen Fremdbestimmung zu wehren, wenn die inneren Alarmanlagen aufheulen, alle roten Lämpchen blinken, die arme Seele ihre Vernichtung erahnt oder zumindest ihre unwiderrufliche Beschädigung. Saubere Kleidchen und frisierte Haare wollten mich auslöschen und durch etwas ersetzen, das ich nicht war, und der letzte, instinktive Rettungsversuch war Brüllen und mit den Füßen stampfen, ein Reflex, wie mit Armen und Beinen zu rudern, wenn man zu ertrinken droht.

Unsere Großmutter, der auch das Waschen von Kleidung und jüngster Enkelin oblag, ließ sich schnell überzeugen und ich bekam für den Sommer eine kurze Lederhose, rot, mit Herzchentaschen, (was mich schon wieder etwas in Rage brachte, weil Paul eine schwarze ohne Herzchen tragen durfte) wurde zum Friseur um die Ecke eskortiert, wo die widerspenstigen Locken fielen und damit fürs Erste auch die Möglichkeit für meine Oma, eine ihre beliebten Spruchweisheiten zu zitieren: „Krause Haare, krauser Sinn, mitten sitzt der Deivel drin!“.

Von einem Onkel mit Sinn für Humor erhielt ich den Spitznamen Sebastian

und durfte von nun an unbehelligt mit Paul und seinen Freunden in morastigen Pfützen spielen.

Oft zogen wir auf der Suche nach Abenteuern auch zum Fluss. Merke: einen älteren Bruder begleiten zu dürfen hat unter zahlreichen anderen Vorteilen den, Orte aufsuchen zu können, zu denen ein kleines Mädchen allein nie und nimmer gehen dürfte.

Der Fluss war unlängst über die Ufer getreten, dann wieder in sein angestammtes Bett zurückgekehrt und hatte massenhaft Treibgut auf den ehemaligen Weiden hinterlassen.

Wasser, Treibgut, Piraten, Insel, Floß – eine ganz natürliche Assoziationsreihe.

Wir hatten schnell etliche kleine Baumstämme und andere Zutaten für ein Floß angehäuft; es fehlten nur noch Stricke. Norbert, der im Haus neben unserem wohnte, wurde, nachdem er im wahrsten Sinne des Wortes den Kürzeren, nämlich den kürzesten Stock gezogen hatte, angewiesen, heimzulaufen und irgendwie passende Bänder zu organisieren. Er klaute sie kurzerhand in einem der Lagerräume meines Onkels, wo unzählige dünne Hanfbänder zum Zubinden von Kartoffelsäcken lagen. Dies vollbracht und zu uns zurückgekehrt wurde das Floß zusammengezurt. Es war der Frühsommer nach meiner Einschulung, angenehm warm, aber die Wassertemperaturen noch eher dürftig. Das Gebilde, das vage an ein Floß erinnerte, erhielt vorne noch ein langes Band, damit man es vom Ufer aus im Wasser ziehen und im Bedarfsfalle wieder an Land holen könnten. Es schwamm. Das heißt, es ging nicht gleich unter, und die Jungen wechselten sich dabei ab, es grölend und lachend durchs seichte Wasser in Ufernähe zu manövrieren.

„Man müsste mal ausprobieren, ob’s auch schwimmt, wenn einer drauf steht.“

Ich war wie gesagt erst sechs und noch nicht besonders lebenserfahren. Natürlich konnte ich auch noch nicht schwimmen.

Ich wurde trotzdem auf das wackelnde, ganz und gar nicht seetüchtige Floß gestellt, musste mich genau in die Mitte hocken, das Ding wurde vom Ufer abgestoßen und dann begannen die an Land, es langsam zu ziehen. Warum

ein bemanntes Floß zielstrebig und heftig Richtung Strömung in der Flussmitte strebt, während es allein nur langweilig am Ufer entlang treibt, kann ich nicht erklären, aber das Floß zeigte mit einem Mal einen deutlichen Eigenwillen.

Vermutlich verdanke ich mein Fortleben nur einem Spaziergänger, der schon von Weitem entsetzt rief: „Seid ihr verrückt? Was macht ihr denn da?“, und die Lotsenfunktion übernahm. Wie es mir noch oft im Leben ergehen würde, war ich mir auch diesmal der Gefahr überhaupt nicht bewusst, und als der Mann nach Bergung von Floß und Passagier ziemlich ungehalten fragte: „Wie heißt ihr überhaupt?“, antwortete ich ohne zu zögern: „Sebastian!“

„Und mit Familiennamen?“

Diese Antwort blieben wir ihm allerdings schuldig, denn wie auf ein geheimes Kommando hin stoben die Jungen plötzlich über die Weide davon und ich, von Paul ungeduldig am Ärmel gezogen, mit ihnen. Wahrscheinlich war einem der Älteren klar geworden, dass Schlimmeres als nur zwei Wochen Stubenarrest in Aussicht stünden, wenn beliebige Eltern von meiner Jungfernfahrt erführen.

Kinder denken gern schleifenförmig und Haken schlagend, sind aber ohne weiteres zu linearem Denken fähig, wenn sie den Vorteil erkennen. Linear gedacht lag mein und Pauls Elternhaus ungefähr zweihundertfünfzig Meter entfernt und niemand wird bestreiten, dass es vorteilhaft ist, einen Tatort rasch, mithin auf dem kürzesten Wege zu verlassen. Das einzige Problem bei der Sache war, dass zwischen uns und heimischer Haustür eine dicht bewachsene Böschung, mehrere stark befahrene Eisenbahngleise, zwei Bahnsteige für den Personenverkehr und ein kümmerlich umzäunter Garten neben der Mauer des Bahnhofsgebäudes lagen. Danach war's einfach: den Bahnhofsvorplatz herunter, über die Hauptstraße und schon wären wir daheim.

Der Bahnwärter, der das Kommen und Gehen der Züge überwachte saß zwar ständig in seinem kleinen Häuschen, hatte aber Besseres zu tun, als dauernd auf die Geleise zu schauen. Die Kunst unbemerkter (weil bei hoher Strafe verbotener) Überquerung bestand also in erster Linie darin, herauszufinden, ob der Kerl gerade einen Zug erwartete und deshalb am Fenster

stand. Wenn nicht, hatte man grünes Licht. Wenn doch, und man versuchte es trotzdem, dröhnten plötzlich Drohungen und Verwünschungen aus den unzähligen Lautsprechern längs der Bahnsteige, bestimmt im ganzen Stadtteil hörbar, und wenn man richtig Pech hatte, kam der Mann sogar aus dem Häuschen gerannt und versuchte, die Übeltäter zu erwischen. Die Jungen kannten das. Mir stand die erste Überquerung noch bevor.

Ich wurde auf die Böschung geschickt, angewiesen mich auf den Bauch zu legen und über die Schienen zu lugen.

„Ich seh nix.“

Ungeduldig-herablassend: „Du musst zum Häuschen da ganz *hinten* gucken! Is’ da einer am Fenster?“

„Nee.“

Paul, Norbert, Kalle und Frank pirschten zu mir die Böschung herauf, äugten, lauschten; kein Zug weit und breit.

„Auf Los rennen wir alle los! Und fall bloß nich’ auf die Fresse“, fügte Frank zu meiner Ermutigung hinzu. „Los!“

Die vier Jungs stürzten vorwärts, erstes Geleis, zweites...

Ich folgte langsamer, weil neugieriger, und bestaunte die gigantischen Schrauben, mit denen die Schienen auf den Schläfern befestigt waren. Kalle und Norbert kletterten bereits am jenseitigen Bahnsteig hinauf und waren in Sicherheit, Frank und Paul überquerten eben das letzte Geleis, schwangen sich auf den Bahnsteig und folgten den beiden anderen, die sich schon durch den kaputten Jägerzaun in den Garten gerettet hatten. Mein Bruder blieb anständigerweise wartend am Zaun stehen, außer Sicht möglicher bahnbeamtlicher Blicke.

Zwischen den Schienen findet man die absonderlichsten Dinge. Lag doch da tatsächlich eine Pluto-Figur! Ich hob den Schatz auf und spürte im selben Augenblick ein seltsames Vibrieren auf den Schienen. Und dann dröhnte, brauste, piff es auch schon. Der Signalpiff einer nahenden Dampflokomotive.

Kopflös rannte ich über die letzten zwei Geleise.

„Kleiner! Hierher!“ Der entsetzte Bahnwärter sprang zu mir hinunter auf die Schienen, griff mir unter die Arme, hob mich auf den Bahnsteig, während auf

dem entferntesten Geleis die schwarze Dampflok mit ziemlich erschreckendem Gerumpel und Gepfeife vorbei stob, eine lange Reihe von Güterwaggons und eine Wolke aus beißendem Rauch hinter sich her ziehend.

Ich stand kleinlaut auf dem Bahnsteig, der Bahnbeamte kniete vor mir.

„Kleiner,“ er hielt mich tatsächlich für einen Jungen, „was hast du denn auf den Schienen gemacht? Du hättest überfahren werden können! Wo sind denn deine Eltern?“

Die Tränen brannten mir in den Augen. Aus Angst vor der bevorstehenden Bestrafung, aus Schreck über die monströse Lok, ihr längst verhalltes Rumpeln und Rauschen, weil ich die anderen nicht sehen konnte, weil ich nur zweihundert Meter von zu Hause entfernt stand und mich trotzdem plötzlich in einer ganz und gar fremden, bedrohlichen Welt fühlte.

Dann sah der Bahnbeamte den lädierten Pluto in meiner schmutzstarrenden Hand, blies die Backen auf, ließ sie mit einer hilflosen Grimasse wieder zusammenfallen und sagte, auf Pluto deutend: „Und dafür hast du dich in solche Gefahr gebracht? So was kannst du doch in jedem Kaugummiautomaten ziehen!“ Er nahm sein Portemonnaie aus der Hosentasche, drückte mir zwei Groschen in die Hand und sagte: „Hier, die steckst du in den Automaten an der Hauptstraße. Bestimmt hast du Glück und bekommst einen neuen Pluto.“

Ich zog die Nase hoch, wischte mit dem Ärmel die nicht geflossenen Tränen ab und schloss die Finger um die zwei Groschen.

Zaghaf: „Danke schön, Onkel.“

Der Mann schob sich die Schirmmütze in den Nacken, suchte mit den Blicken den Bahnsteig ab und murmelte: „Das gibt’s doch nich’. Bist du wirklich alleine hier?“

Ich nickte.

„Wo wohnst du denn, Junge?“

Ich drehte mich zum Bahnhofsgebäude in seinem Rücken und streckte die Hand mit dem Pluto aus.

„Ja, da musst du durch, und dann, weißt du überhaupt wie du nach Hause findest?“

Ich nickte und streckte wieder den Zeigefinger aus. Er sah auf die Uhr, nahm mich bei der Hand, führte mich durch die Bahnhofshalle, am anderen Ende wieder hinaus und fragte: „Und wohin musst du von hier?“

Ich zeigte verlegen auf unser Nachbarhaus. (Bloß meinen Bruder nicht verpfeifen!)

„Na, dann los! Und nie wieder auf die Schienen laufen, verstanden?“

Ich nickte, schloss eine Faust um Pluto, die andere um meine Groschen und rannte den Bürgersteig am Bahnhofsvorplatz entlang zur Hauptstraße. Eine Lücke im Verkehr, rechts gucken, links gucken und rüber. Paul und die Jungs erwarteten mich hinter der Hausecke.

„Bist du blöd!“, schrie mein Bruder und schüttelte mich an den Schultern, „Wieso bist du nich’ mit uns gerannt?“

Er war furchtbar wütend und gleichzeitig vielleicht auch uneingestandenermaßen erleichtert, weil mir auf den Schienen nichts passiert war.

„Bild dir bloß nich’ ein, dass wir dich morgen wieder mitnehmen!“, brüllte er. „Hast du uns etwa an den Bahnwärter verpiffen?“

Nun schauten mich auch die anderen dräuend an. Ich schüttelte den Kopf. Dann kam mir der Geistesblitz. Ich öffnete die Hand mit dem Pluto und hielt sie Paul hin.

„Ja, und? Doofer Pluto! Kannste behalten!“

Ich öffnete die Hand mit den zwei Groschen.

„Ach nee, und wo haste die her?“

Ich streckte ihm die Zunge heraus und fragte: „Pfefferminzbruch oder Lakritzpfeife?“

„Pfeife!“

Wir rannten zur Bude an der Kreuzung und als schließlich jeder zufrieden an seiner Lakritzpfeife kaute, dämmerte meinem Bruder vielleicht zum ersten Mal, dass eine kleine Schwester dabei zu haben durchaus von Nutzen ist.

Ich konnte meine Einschulung kaum erwarten. Schule schien ein fabelhafter Ort zu sein, von dem Paul die aufregendsten Geschichten erzählte, und irgendwas musste ja dran sein, sonst hätte er doch nicht jeden Vormittag dort

verbracht?

Die evangelische und die katholische Volksschule, formidable, zweigeschossige Gebäude aus inzwischen rußgeschwärztem Backstein, mit steilen Dächern und halbrunden Fensterbögen, standen nebeneinander, jede inmitten ihres eigenen Hofes, und da, wo sich auf einer Seite die Höfe zwangsläufig trafen, war früher einmal eine hohe Ziegelmauer verlaufen. Inzwischen gab es die nicht mehr, was zur Folge hatte, dass, wenn evangelische Papierbälle, mit denen die Jungs in den Pausen spielten, versehentlich die unsichtbare Grenze ins katholische Reich überschritten, sie von johlenden Jungen auf der anderen Seite konfisziert wurden. Es sei denn, die evangelischen Jungs folgten entschlossen ihrem Ball; dann bestand Aussicht auf eine Prügelei zwischen den Konfessionen. Selbstverständlich handelte es sich um ein bilaterales Abkommen: Katholische Papierschwalben im Flug über protestantisches Hoheitsgebiet kehrten auch selten zu ihren Besitzern zurück.

Mein lang ersehnter Schulbeginn fiel zwar mit Pauls Wechsel zum Gymnasium zusammen, (und möglicherweise der Hoffnung unseres Vaters, sein Sohn würde dereinst die Universität besuchen, die in unserer Stadt im übernächsten Jahr eröffnet würde, was wir natürlich nicht ahnten) aber das dämpfte meine Freude keineswegs. Die bevorzugten Spielkameraden aus Kindergartenagen wurden selbstverständlich auch die liebsten Schulkameraden. Gerümpfte Nasen gab es deshalb bei den Mädchen, die mich für blödsinnige Pausenfüller wie Gummitwist rekrutieren wollten und rüde abgewiesen wurden. Hochgezogene Brauen zeigten auch einzelne Lehrerinnen, die immer mal vorsichtig fragten, ob ich in den Pausen nicht lieber mit den anderen Mädchen spielen wollte, weil die Jungs doch „viel zu wild“ seien, was natürlich genau der Grund war, wieso ich ihre Gesellschaft bei weitem bevorzugte.

Zu meiner Zeit gab es übrigens kaum noch Religionskriege auf dem Schulhof. Möglicherweise, weil der katholische Pfarrer unlängst mit einem jungen Schäfchen seiner Gemeinde durchgebrannt war, was den Katholiken im Viertel ansehensmäßig natürlich zum Nachteil gereichte. Trotzdem hätte ich mich nie erküht, außer in den Ferien vielleicht, den katholischen Schulhof zu überqueren und ich kann mich nicht an ökumenische Freund-

schaften auf dem Schulhof erinnern. Der Zaun war fort, aber die innere Abgrenzung immer noch da. Mit Katholiken (oder Protestanten, je nach Perspektive) konnte man zu Hause spielen, nicht in öffentlichen Stätten der Bildung.

Hinter unserem Haus erstreckte sich ein sehr langer Hof, der in der Hauptsache zum Obst- und Gemüsegroßhandel meines Onkels väterlicherseits gehörte, mit einem großen modernen Kühlraum und flachen Lagerhallen an beiden Seiten, unserem Haus am Kopfende und einer Ziegelmauer am fernen Fußende. Mein Bruder Paul, fünf Jahre älter als ich, und Norbert, sein bester Freund, trieben sich ständig auf dem Hof herum, angelockt von den vielen Lastwagen und der Hoffnung, zu Auslieferungen in der näheren Umgebung mitfahren zu dürfen.

Das Geschäft hatte feste Angestellte und etliche Fahrer, zog aber auch seltsame Zeitgenossen an, die nur bei Bedarf aushalfen, auf kostenlose Tüten voller Kohl, Kartoffeln und Apfelsinen hofften, und regelmäßig zum feierabendlichen Biertrinken der Fahrer blieben.

Einen dieser Gelegenheitsarbeiter, Alfred, Mitte fünfzig, hasste und fürchtete mein Bruder zutiefst. Er hatte ihn und Norbert einmal leutselig zu sich gewunken, um ihnen die neugeborenen Kätzchen zu zeigen, die wegen der Mäuse- und Rattenplage in den Lagern prinzipiell willkommen waren, nur um die winzigen Tiere im nächsten Moment vor den Augen der zwei erstarrten Jungen gegen eine Steinwand zu schleudern. Diese schiere, sinnlose Grausamkeit, die unerwartete, unbegreifliche Verwandlung warmer, flauschiger Körper in eine zuckende, jämmerlich piepsende Masse am Boden, quälte Paul jahrelang.

Viel später, als ich schon in die erste Klasse ging und wir uns wieder mal im großen Kleiderschrank im Flur versteckt hatten, erzählte mir Paul den Ausgang der Katzengeschichte: Er rannte damals verzweifelt schluchzend über den Hof nach Hause, stürzte in den elterlichen Lebensmittelladen im Erdgeschoss, unserer alarmierten Mutter in die Arme und brachte unter Weinen und Schluchzen und Nase hochziehen nur immer wieder heraus: „Er hat sie

tot gemacht! Er hat sie tot gemacht!“

Für Paul hatte sich auf dem sicheren Boden seiner sonnigen, vertrauten Kinderwelt abrupt eine Kluft aufgetan und er vom Rande tief hinab in eine andere Welt geschaut, deren Wirklichkeit so fremd, so abstoßend, so beängstigend war, dass sie einfach nicht in seinen kleinen Kopf passen wollte.

Nachdem schließlich geklärt war, auf wen sich die Todesbotschaft bezog, sagte sein (und mein) Vater aufgebracht: „Mach doch nich’ so ’n Theater! Und auf dem Hof sollt ihr sowieso nich’ spielen!“

In dem Augenblick hasste Paul ihn ebenso wie Alfred.

Alfred schien ebenso viel Genuss aus dem Entsetzen seiner kindlichen Zuschauer zu ziehen wie aus dem Töten mit bloßen Händen an sich. War es an der Zeit, für die kleinen Lebensmittelläden in den umliegenden Stadtteilen die Tauben vorzubereiten, griff er geschickt in den Käfig, zog einen der ahnungslosen Vögel heraus und hielt ihn den Jungen treuherzig lächelnd vor die Nase. Deren instinktive Reaktion war natürlich, wie von Alfred zweifellos vorhergesehen, das glatte, vielfarbig schimmernde Federkleid der Taube sachte zu streicheln, während die Taube sie mit schief gehaltenem Kopf musterte. „Krrrrack!“, rief Alfred lachend und drehte dabei dem Vogel mit diesem schauerhaften, kurzen, trocknen Geräusch den Hals um.

Aus ihren verstörenden Erlebnissen im ABC-Schützenalter klug geworden, waren Paul und Norbert inzwischen zwar vorsichtiger, mieden den Hof sobald Alfred auftauchte, aber die Begeisterung für die schweren Lastwagen, die abenteuerlichen Geschichten, die die Fahrer erzählten, von ihrer Arbeit in südafrikanischen Diamantenminen oder dem Urlaub in Australien, lockte sie am Ende doch immer wieder zurück, und Alfred machte sich in ihrer Gegenwart einen Spaß daraus, zum Beispiel Pauls Lieblingskatze, mit der er eben noch geschmust hatte, über das offene Feuer im Hof zu halten, wo zerbrochene Holzkisten und Pappe verbrannt wurde, und so zu tun, als würde er sie in die Flammen fallen lassen.

Dass Ratten in einem Lebensmittellager nicht erwünscht sind ist klar, doch der Ehrgeiz, mit dem Alfred ihre Nester aufstöberte, um die Kleinen dann mit einer breiten Schaufel totzuschlagen, vorzugsweise, wenn Paul, Norbert

und mittlerweile auch ich in der Nähe spielten, grenzte ans Pathologische. Ich hasste Alfred so leidenschaftlich wie Paul ihn hasste, und ich sah mich immer vor, ihm im Hof nicht allein zu begegnen.

Ganz ein anderer Fall war der wortkarge Sepp. Dem zu jener Zeit bestimmt schon siebzigjährigen gebeugten kleinen Mann mit den kohlschwarzen, stehenden Augen und enormen buschigen Brauen, sprossen sogar aus Nase und Ohren Haare. Er erinnerte mich immer an die Zwerge aus den Bilderbüchern, die bösen Zwerge wohlgemerkt.

Sepp war Herr des kühlen, muffigen und nur an der Abfüllmaschine beleuchteten Kartoffel- und Zwiebellagers. Seine Aufgabe bestand darin, den Inhalt der großen Säcke mit Hilfe einer simplen Maschine in kleine Papiertüten umzufüllen, zu verschließen und neben der Maschine aufzuschichten, von wo die Fahrer sie dann später abholten, verluden und zu den Lebensmittelläden brachten.

So bereitwillig unser Onkel die Lagerräume ansonsten als unseren Abenteuerspielplatz tolerierte, das Kartoffellager war tabu. Begreiflicherweise, denn wenn Kinder ständig über die prall gefüllten Säcke klettern, kriechen, rutschen, nimmt der Inhalt irgendwann Schaden. Klar auch, dass wir das nicht verstanden. Das nach erdigem Staub riechende Kartoffellager zog uns magisch an; weil es verboten war, weil es jenseits der Abfüllmaschine stockfinster dort drinnen war, weil man bei den heimlichen Expeditionen in die sackgefüllte Dunkelheit durchaus Mäusen und Ratten begegnen konnte (wohligere Schauer des Entsetzens!) und weil Sepp, erwischte er uns in seinem Reich, wie der Erzengel Gabriel über uns kam, nur nicht mit einem Flammenschwert, sondern mit dem Reisigbesen. Logisch, dass es zu den Standardmutproben zählte, gelegentlich einen Abstecher dorthin zu wagen.

Ich weiß nicht mehr, für wie viele Jahre Sepp Herr und Beschützer von Zwiebeln und Kartoffeln war, ich kann mich nicht einmal genau erinnern, wie alt ich selbst war, als er eines morgens nicht zur Arbeit erschien; vielleicht sieben oder acht. Mittags kursierten erste Gerüchte. Am nächsten Tag las es meine Großmutter unserer Putzfrau aus der Zeitung vor. Ich war noch zu klein, um die Geschichte wirklich zu verstehen, deshalb hat sich mir vor allem die Fas-

sungslosigkeit der beiden Frauen am Küchentisch ins Gedächtnis geprägt. Sepp, dieser schweigsame, gebeugte alte Mann, hatte auf Bitte seiner Enkelin, an die ihn offenbar eine Art sexueller Hörigkeit band, seinen eigenen Sohn im Bett mit einem Beil totgeschlagen. Ob die Enkelin sich von ihrem Vater befreien wollte, weil er in Bezug auf sie ähnliche Absichten verfolgte wie der Großvater oder diese längst verwirklicht hatte, stand möglicherweise nicht in der Zeitung.

Für uns Kinder war die ganze Angelegenheit im Nu erledigt, da selbst die Jungs sich auf Opa, Enkeltochter und Hörigkeit nichts zurechtzuringeln konnten. Sepp hatte seinen Sohn erschlagen, was uns unheimlich vorkam, aber dafür konnten wir jetzt ungestört unser Unwesen im Kartoffellager treiben und das erschien uns grandios!

Unser Viertel lag am äußersten Rande der Stadt, dort wo die Wälder begannen, Kühe und Pferde weideten, die Bauern ihre Felder bestellten, Kartoffeln, Gemüse, ein bisschen Getreide, Heu. Aber entlang der anderen Grenze unseres Stadtteils und als wesentlicher Teil davon, befand sich das Industriegebiet. Stahlwerke, Apparate- und Rohrleitungsbau, Koksofenbau, Textilfabriken, sogar eine große Brotfabrik gab es. Über dem Fluss erhob sich der neue Förderturm des Steinkohlebergwerks, der aussah wie ein gigantischer viereckiger Bauklotz auf vier überlangen Beinen.

Wir wohnten an der Hauptstraße; der Vorderfront unseres Hauses gegenüber lag der Bahnhof und an seinem Vorplatz der Taxistand, die Straßenbahn- und Bushaltestelle. Es herrschte den ganzen Tag über reger Verkehr, Kommen und Gehen von Passanten, Hausfrauen beim Einkaufen, Kindern auf dem Weg zur oder von der Schule, und erst nach Ladenschluss zog plötzlich Stille ein. Die Familien saßen beim Abendbrot, Kinder gingen selbstverständlich spätestens um acht zu Bett und ihre Eltern folgten wenig später. Von Betrunknen, die bis Mitternacht vielleicht singend aus den Kneipen torkelten einmal abgesehen, herrschte vom frühen Abend bis zur ersten Straßenbahn morgens Nachtruhe. Sonntags hätte man allerdings mitten auf der Hauptstraße und ihren Seitenarmen spazieren können, denn der LKW-Verkehr

zum Industriegebiet ruhte und zur Kirche gingen die Leute zu Fuß, selbst jene, die schon ein Auto besaßen.

Die Häuser, die die Hauptstraße säumten, waren alt und vornehm, hatten Ornamente und Steinfiguren auf den Fassaden – von hoch oben über unserer Eingangstür etwa schaute der Kopf eines lachenden Bacchus herab –, Geschäfte im Erdgeschoss, zwei oder drei Wohnetagen mit hübschen Stuckdecken und der einst üblichen, aber zum Heizen furchtbar unpraktischen Raumhöhe von viereinhalb Metern, Keller nebst einer großen Waschküche unten und weite Dachböden, wo die Wäsche zum Trocknen aufgehängt wurde und man aus den Luken weite Teile des Viertels, den Fluss und die Wälder jenseits überblicken konnte. Üblicherweise belegten die Geschäftsleute die Etage über ihrem Laden, während die anderen Mieter nebenan und im zweiten Stock oder in der Mansarde wohnten. Natürlich bildeten Uhrmacher, Spielzeughändler, Bäcker, Metzger, Feinkosthändler (unser Vater), Drogist, Schuhmacher, Apotheker, Elektrohändler und so weiter die „guten Familien“. Je weiter jemand vom Herzen des Stadtteils entfernt wohnte, desto wahrscheinlicher gehörte er nicht mehr zur Kategorie derer aus gutem Hause.

Von der väterlichen Ladentür aus konnten Paul und ich geradeaus zum Bahnhof und über die Geleise gehen und standen nach zweihundertfünfzig Metern am Fluss, wo es nur Trampelpfade in den sich selbst überlassenen Wiesen gab und wir, von den regelmäßig passierenden Zügen einmal abgesehen, nichts hörten als das leise Rauschen und Schwappen des Wassers, das immer irgendwie moderig roch, und vielleicht das drohende Zischen eines verärgerten Schwans oder das kurze Platschen, wenn eine Wasserratte wieder untertauchte. Der dicht bewachsene Bahndamm, die Wiesen an beiden Flussufern und die Wälder, die das Bild umrahmten, das war für uns echte Natur, ein grandioser Spielplatz, der selten einsame Spaziergänger, nur im Sommer ein paar Badende oder heimliche Liebespäpchen anzog und ansonsten vor den kritischen Augen unverständiger Erwachsener verborgen blieb.

Wir konnten aber auch der Hauptstraße nach rechts folgen und befanden uns ein paar hundert Meter weiter schon vor den Toren irgendeiner Fabrik, wo

Aussicht bestand, einen Güterzug zu sehen, der unter lautem Pfeifen und Schnaufen geruhsam das Werksgelände verließ, um zu den Hauptgeleisen zu gelangen und von dort nach irgendwo in der weiten Welt zu brausen.

Folgten wir hingegen einer der Seitenstraßen, die von der Hauptstraße abzweigten, kamen wir in ein, jedenfalls für uns, geheimnisvolles Wohngebiet, dessen Regeln und Gesetze wir nicht kannten. Da gab es die Eisenbahnersiedlungen; kleine Reihenhäuser mit einem winzigen Vorgarten, in denen nur Bahnarbeiter wohnten. Und die verschiedenen Straßenzüge, wo die großen Werke eigens für ihre Arbeiter und Angestellten mehr oder weniger komfortable Reihenhäuser errichtet hatten.

Und schließlich gab es hier und dort heruntergekommene Häuser nahe der Fabrikmauern oder uralte Häuserzeilen, die vor langer Zeit in ärmliche „Kanninchenställe“, enge, feuchte, schlecht belüftete Wohnungen umgewandelt worden waren, ohne Badezimmer, mit dem Klohäuschen draußen im Hinterhof, und in denen lebten Leute, von denen die Erwachsenen „aus gutem Hause“, wenn überhaupt, nur leise sprachen.

Die „Asozialen“ nannte man sie. Damit war kein Mangel an Geselligkeit gemeint, an Bereitschaft, einander zu helfen, sondern Armut, materielle und geistige Armut. Männer ohne feste Arbeit hausten dort, die den Großteil ihrer bescheidenen Barschaften zu den Trinkhallen trugen, wo sie in Grüppchen beisammen standen, Bierflasche in der Hand, vielleicht ein Schnapsfläschchen dabei, das die Runde machte. Männer, die betrunken und schmutzig nach Hause kamen, und dann mit Frau und Kindern unsägliche Dinge taten, von denen nicht einmal geflüstert wurde. Auch Prostituierte wohnten in solchen Häusern. Manche mit einer Schar magerer, unverschämter Kinder, von denen einzelne zeitweise von der Bildfläche verschwanden; wir wussten nicht, wohin. Es interessierte uns auch nicht, denn wir mieden diese Zonen des Stadtteils, diese so fremde, irgendwie bedrohliche Welt, ohne dass irgendein Erwachsener es uns hätte sagen müssen.

Natürlich kamen wir mit den „Asozialen“ in Kontakt, etwa in der Schule, wo ein paar wenige die erste und zweite Volksschulklasse besuchten, um dann irgendwann nicht mehr zurückzukommen. Es waren nur wenige Minuten

Fußweg und eine einzige Straßenüberquerung zu beachten, also ging ich allein zur Schule. An einem Tag war ich auf dem Heimweg, stand schon fast vor unserer Ladentür, als ein Junge von hinten auf mich zu stürmte, meinen Tornister packte, zog und schubste, was ohne Erfolg blieb, falls denn der Ranzen Ziel seines Begehrens war, und schließlich mit den Fäusten auf mich einschlug, bis ich hinfiel. Ich kannte den Jungen nicht einmal.

Der erwähnte Hof unseres Onkels war wie gesagt durch eine lange Ziegelsteinmauer von der schmalen Gasse getrennt, die durch die Eisenbahnunterführung lief. Auf der Mauer konnte man im Sommer bequem sitzen und dem Schuster in die Werkstatt schauen oder träumen und die Beine baumeln lassen. Ob ich an jenem Ferientag tatsächlich dem netten alten Schuster ins Fenster guckte weiß ich nicht mehr, aber die Beine baumelten, soviel ist sicher.

Unter den Kindern, die lärmend in die Gasse bogen war ein älteres Mädchen, das offenbar ihre vier kleineren, ziemlich zerlumpten Geschwister hütete, von denen mir eines vage bekannt erschien; ein Junge mit laufender Nase, der für ein halbes Jahr mit mir in die erste Klasse gegangen und dann verschwunden war. Als das Trüppchen an mir vorbei kam, griff das ältere Mädchen völlig unerwartet meine Fußgelenke, sagte lachend etwas, das ich nicht verstand, hob meine Beine in die Höhe, gab mir einen Schubs nach hinten, und das Letzte, das ich vorher noch sah, war ihr lachender Mund, die blonden, langen Haare und der sich kokett drehende Rock. Dass ich mir beim Sturz von der Mauer nichts brach war nur dem Umstand zu verdanken, dass ich in einer großen Mülltonne voller Pappkartons landete.

Meine Erkundung der Welt (unter großbrüderlicher Aufsicht) beschränkte sich noch weitgehend auf den Hof hinterm Haus, als aus einem rund zwanzig Kilometer entfernten Städtchen ein Achtjähriger verschwand. Die Geschichte sorgte für Unruhe, aber da auch nach Wochen keine Spur des Kindes gefunden wurden, ließen die Zeitungen das Thema fallen.

In den Sommerferien, drei Jahre später, verschwanden im Abstand von nur zehn Tagen zwei weitere kleine Jungen aus der Gegend. Zu dem Zeitpunkt war ich acht und Paul dreizehn. Erneut verliefen die Untersuchungen der

Polizei im Sande und die Angst der Eltern nahm zu. Wir wurden angewiesen unter überhaupt keinen Umständen von fremden Männern Süßigkeiten oder Spielzeug anzunehmen, mit niemandem ins Auto zu steigen, uns nicht mit irgendwelchen Versprechungen vom Spielplatz oder in Büsche, Hauseingänge, Garagen oder sonst wohin locken zu lassen. Natürlich war uns Kindern völlig unbegreiflich, woher die Aufregung der Erwachsenen rührte.

Im folgenden Frühjahr verschwand wiederum ein Junge und niemand zweifelte mehr, dass hier ein Mörder umging.

Als meine Schulkameraden und ich uns schon auf das Ende der dritten Klasse freuten, gelang es nicht weit von unserer Stadt entfernt, einem Kind, sich von seinen Fesseln zu befreien, aus dem ausgedienten Luftschutzbunker zu fliehen, in dem es gefangen gehalten und misshandelt worden war und sich in Sicherheit zu bringen. Im Bunker fand die Polizei wenig später die Leichen aller vermissten Jungen. Drei Tage darauf wurde auch der Täter festgenommen: ein freundlich und harmlos erscheinender Teenager, der mit fünfzehn Jahren seinen ersten Mord begangen hatte. *Davor* hatte uns niemand gewarnt. Wir hätten von bestimmten Männern niemals etwas angenommen, weil ihnen Brutalität und Verschlagenheit ins Gesicht geschrieben stand. Aber Jürgen Bartsch, dem milchgesichtigen, schüchternen Lehrling waren fünf Jungen arglos in den Bunker gefolgt. Mein Bruder und seine Freunde hatten einfach Glück, ihm nicht zu begegnen, denn vertraut hätten sie ihm wahrscheinlich auch.

Wenn man auf der Brücke stand, die auch zu der kleinen Teerstraße Richtung Fluss führte und unten auf den Geleisen eine Dampflok entlang puffte, war die Brücke für lange Momente von ein bisschen bitter schmeckendem Rauch und weißem Nebel umhüllt. Man war wie von der Welt abgeschnitten, sah nicht, was sich näherte oder unbemerkt davon lief. Und löste sich der Dampf dann auf, lachte man übermütig und tat so, als hätte man sich kein bisschen gefürchtet.

Sonntag. Der traditionelle Morgenspaziergang. Paul musste ausnahmsweise zu Hause bleiben und ein endlos langes Gedicht von Schiller auswendig ler-

nen, das den Sextanern aufgebrummt worden war. Unsere Schwester kam ohnehin nie mit; sie hätte spazieren gehen nur würdevoll gefunden, wenn's in der fernen Innenstadt geruhsam die Schaufensterreihen entlanggegangen wär. Mutti blieb sonntagsmorgens auch daheim, weil die Vorbereitung des Mittagessens, die oft schon samstags begann, eine langatmige und komplizierte Geschichte war.

Wegen der völlig unterschiedlichen Schulschlusszeiten bei uns drei Kindern aßen wir innerhalb der Woche praktisch nie alle zusammen, so dass das Sonntagsmahl eben etwas Besonderes, fast Feierliches darstellte. Mit Vorsuppe und Fleisch, richtigem Fleisch, nicht bloß Panhas², das gelegentlich auch in der Woche auf der Speisekarte stand. Nein, es gab Falsche Koteletts, Rindsrouladen (eine halbe für jeden), Falschen Hasen oder, zu Pauls Entzücken, ein gebratenes Hähnchen, obwohl seine Freude bei Tisch nachließ, sobald ihm klar wurde, dass er wieder nur einen Bollen bekam, weil „das Brustfleisch den Frauen zusteht“. Dabei hätte ich liebend gern mit ihm getauscht, den Bollen durfte man nämlich mit den Fingern essen.

Einerseits sah ich dem sonntäglichen Essen mit einer gewissen Vorfreude entgegen, da Aussicht auf einen wunderbaren Nachtisch bestand. Andererseits fürchteten Paul und ich diese Versammlung am großen Küchentisch, da die Aussicht auf einen Wutanfall unseres Vaters erheblich größer war. Dauernd hieß es:

„Sitz gefälligst gerade am Tisch!“

„Zermatsch die Kartoffeln nich' so, dein Teller sieht aus wie 'n Schweinetrog!“

„Die freie Hand gehört neben den Teller, nich' unter den Tisch!“

„Die Suppe ist versalzen.“

Oder : „Der Rotkohl hätte nich' so lange kochen dürfen“.

Und dann natürlich die von unserem Vater fast hämisch vorgebrachten, peinlichen Fragen vom Typ: „Nun erzähl uns doch mal, wieso du in Rechnen schon wieder 'ne Fünf gekriegt hast, Paul.“

Es war schon schlimm genug, etwas unter vier Augen zu beichten, aber es

2 Westfälische Blutwurstsorte mit Buchweizenmehl.

dann vor versammelter Mannschaft mit deutlicher Stimme wiederholen zu müssen, gefolgt von entsetztem „Was?“ „Wie konntest du nur!“ „Hätte ich das gestern schon gewusst...!“ der restlichen Familie (minus meiner Wenigkeit), das waren Seelenqualen pur.

Solchen peinlichen Offenbarungen folgten gern falsche Beschuldigungen väterlicherseits, und die bezogen dann auch mich mit ein. Was immer Kinder in der Nachbarschaft angestellt hatten, wirklich oder angeblich, konnte nach Meinung unseres Vaters unmöglich ohne unsere Mittäterschaft geschehen sein und wir hassten es, wenn er sich plötzlich mit strengem Blick an unsere Tischseite wandte und fragte:

„Dem Schuster ist ein Fußball ins Fenster geflogen, was hast du dazu zu sagen, Paul?“ Paul und ich hatten in der Regel ein ganz reines Gewissen, doch wussten wir eben schon aus Erfahrung, dass väterliche Urteile nicht von so etwas Banalem wie Tatsachen abhingen, sondern von dem, was er zu Tatsachen erklärte, und wurden deshalb nach Inempfangnahme der obligaten Benimmregeln fürs sonntägliche Mittagessen immer unruhiger, fingen an, uns unter dem Tisch mit den Füßen anzustupsen und scheele Seitenblicke zuzuworfen. Würde heute wieder eine vermeintliche Missetat ans Licht kommen, oder nicht? Kichern. Dieses unterdrückte Kichern, wenn man die Spannung nicht mehr aushält und sie irgendwie loswerden muss. Kichern, über das man keine Kontrolle mehr hat. Herausbrechen von Glucksen und Lachen, die Blicke starr auf den Teller geheftet, als würde es so niemand bemerken.

„Marsch ins Badezimmer!“

Auf den unvermeidliche Zornausbruch unseres Vaters war stets Verlass.

„Marsch ins Badezimmer!“ galt Paul, immer, und er ließ es sich nicht zweimal sagen, es sei denn, auf seinem Teller lag noch etwas, das er um sein Leben gern zu Ende gegessen hätte. Dann ließ er reumütig den Kopf hängen und hoffte auf eine Revision des Urteils. Ansonsten aber hieß rasanter Abgang einer möglichen Ohrfeige zu entgehen und damit konnten die meisten Speisen nicht konkurrieren. Wieso er ins Badezimmer neben der Küche abkommandiert wurde, nicht ins Kinderzimmer, blieb mir rätselhaft, denn „über seine Schandtaten nachdenken“ hätte er auch dort gekonnt.

Pauls erzwungene Abwesenheit wirkte immer sehr ernüchternd auf mich; der Bann war gebrochen, ich musste nicht mehr kichern und außerdem rückte der Moment des Nachtschicks näher. Der Moment, in dem meine Großmutter mit schönster Regelmäßigkeit intervenierte und, der zornsprühenden Augen ihres Schwiegersohns ungeachtet, den Enkel wieder aus der minutenlangen Haft befreite. Paul kam, Kopf gesenkt, furchtsame Seitenblicke auf unseren Vater werfend, aus dem Badezimmer geschlichen, setzte sich steif zwischen ihn, der am Kopfende des Tisches thronte und mich, die ich neben Oma, der das andere Kopfende zustand, saß. Paul und ich mieden es, uns anzusehen, denn beide spürten wir, wie der Zwang zu Kichern schon wieder aufstieg. Alle anderen starrten ihn mit streng gerunzelter Stirn an, speziell unsere ältere Schwester, als wollten sie gemeinsam in seinem Kopf nachsehen, wie ehrlich die Reue war.

Vielleicht gab es Schokoladenpudding mit Schlagsahne, Rhabarbergrütze mit Vanillesoße oder Quarkspeise mit Mandarinscheibchen aus der Dose.

Nach dem Essen zog sich unser Vater zum Mittagsschlaf zurück; der beste Teil des ganzen Sonntags. Paul und ich versteckten uns dann oft im großen Kleiderschrank im Flur, um von unserer Schwester unbelauscht Fluchtpläne schmieden zu können und unsere Fluchtroute zu überlegen.

Sonntagmorgen. Wir überquerten die Brücke, mein Vater und ich, auf dem Weg zum Fluss. Jene Brücke, die Pauls Bande und ich vor einer Weile auf dem geradlinigen Heimweg vermieden hatten und stattdessen über die Geleise spaziert waren.

Noch ein Schritt, dann würde ich es ihm sagen.

Oder lieber noch zwei Schritte...

Ich musste, *musste* es ihm sagen, heute, jetzt sofort. Die Sache war so unheimlich, sie machte mir solche Angst. Ich wollte sie nicht mehr erleben, um keinen Preis. Wüsste mein Vater erst mal davon, würde Robert mich auch nicht mehr umbringen können, als Strafe fürs Petzen.

Oder? Oder... würde es ausgehen wie sonst, mein Vater mir den Rücken zukehren und so tun als sähe er nichts? Wie neulich auf dem Hof, als Onkels Fahrer mich ins Kühlhaus gesperrt hatten. Aus Spaß. Oder einer der selben

Männer sich einen kreischenden Paul zwischen die Beine geklemmt und ihm den Kopf mit Knoblauchzehen eingerieben hatte? Zum Spaß.

Lieber noch drei Schritte gehen, aber dann... Ich griff nach der Hand meines Vaters.

„Papa...“

„Hast du dich eigentlich noch mal bei Frau Jensen entschuldigt?“

„Wieso?“

„Weil du ihr vom Flurfenster aus auf den Kopf gespuckt hast, deshalb!“

„Aber das war ich nich!“ Ich ließ seine Hand wieder los. Nicht schmollend oder widerspenstig. Unsicher. Verstört.

„Lüg mich nicht an!“ Seine Stimme wurde ungeduldig. „Sie hat dich doch sogar gesehen!“

„Aber ich...“

„Kein Wort mehr! Warum sollte Frau Jensen mich wohl anlügen, hm?“

Mein Vater hat nie begriffen, dass er sein Leben lang die falschen Fragen stellte.

Ein älterer Nachbarsbengel hatte Frau Jensen, die gerade den Hauseingang putzte, aus dem Flurfenster im Stockwerk über unserem auf den Kopf gespuckt und den eigenen dann schnell zurückgezogen, mit dem Ergebnis, dass die bespuckte Dame natürlich nur mich entdecken konnte, die ich, meiner Unschuld bewusst, weiterhin aus dem Fenster schaute. Frau Jensen begann zu schimpfen, klingelte an unserer Wohnungstür, ich wurde von ihr und meinem Vater zur Rede gestellt, schilderte den wahren Tathergang, wurde dafür lautstark des Lügens bezichtigt und zu zwei Wochen Stubenarrest verurteilt.

Es war nicht das erste Mal, dass mein Vater ganz selbstverständlich anderen glaubte, statt mir zu vertrauen, er mich für Missetaten bestrafte, die ich nie begangen hatte, aber es war das erste Mal, dass ich so bewusst die Verletzung spürte, die Verlassenheit.

Ich schwieg. Noch drei Schritte, noch tausende von Schritten, Jahrzehnte voller Schritte, aber gesagt habe ich es ihm nie. Und ich bin sicher, nichts zu sagen und es für lange Zeit zu vergessen war die bessere Entscheidung. Er hätte es mir entweder nicht geglaubt oder mir die Schuld gegeben, nicht Ro-

bert. Wie immer.

Robert, der jedes Problem wie selbstverständlich mit den Fäusten regelte, der mit dem väterlichen Rat in die Welt geschickt wurde: „Lass dir nichts gefallen!“ und vermutlich aus eigener intellektueller Kraft hinzufügte: „Und nimm dir, was dir gefällt.“

Auch ein fünfjähriges Mädchen, das noch nicht gelernt hatte, ihm zu misstrauen und einfach mitging; das zwar spürte, dass es falsch und unheimlich war, von ihm „da unten“ berührt zu werden, in seinem nach verfaulten Kartoffeln stinkenden Keller oder auf dem Dachboden, vor allem, wenn er drohte, das kleine Mädchen umzubringen, wenn es je etwas verriete, vor allem, weil er nicht zuließ, dass es nein sagen und weglaufen konnte, nie, für zwei lange Jahre.

Das kleine Mädchen hörte kurz vor seinem siebten Geburtstag auf, zu existieren und zurückblieb nur ich, eine Art Zuschauer, hilflos, im Innern unbeteiligt.

Hat Robert mein Leben beeinflusst, unbemerkt, aus den Tiefen meines Unterbewusstseins? Ich weiß, dass mein *Vater* mein Leben nachhaltig beeinflusst hat, durch seine ewige Feigheit.

Die Bäckerei nebenan stellte an Ferienmorgen eine Quelle der Wonne für uns dar. In der hohen roten Ziegelmauer, die den Hintereingang der Backstube an dieser einen schmalen Stelle von unserem Hof trennte, befand sich nämlich in Mannshöhe eine Luke, durch die ein Kind ungefähr bis zur Größe eines Drittklässlers Kopf und Schultern stecken konnte. Muss ich ausbuchstabieren, *wen* die Jungs via Räuberleiter zur Luke hoben? Die Füße in zwei verschränkte Paar Händen gestemmt, Pauls und Norberts, schaute ich durch die kleine Öffnung und rief: „Bäcker, haste Kuchenreste?“

Von Plattenkuchen wie Bienenstich, Kirschkuchen und Streuselkuchen wurden ja die Ränder abgeschnitten, und nur die schönen, genau rechteckigen Stücke in die Glasvitrine im Laden gestellt, wohingegen diese langen, noch ofenwarmen Streifen die übrig blieben „Kuchenreste“ hießen und nichts kosteten. Hatte ich die meist gut gefüllte Tüte in Empfang genommen, stürmten

wir jauchzend zu einem unserer Verstecke, wo die Beute verspeist wurde.

Dreck reinigt den Magen, pflegte unsere Großmutter immer zu sagen und kein Kind ist je krank geworden, weil es erst mit den Händen im Schlamm Dämme gebaut, Katzen gestreichelt, einen Birnbaum erklommen und dann mit den selben Fingern die Buttercreme aus dem Bienenstichstreifen gepulvt und genüsslich abgeleckt hat.

Da es auch eine Menge anderer Aspiranten für die Kuchenreste gab (nicht via Luke allerdings) mussten wir uns durch den Vormittag oft anderweitig versorgen. Nach Hause zu gehen und schlicht nach einer Stulle zu fragen, war natürlich keine würdige Lösung.

Obst gab es in unseres Onkels Großhandel begreiflicherweise in Hülle und Fülle, und wir durften jederzeit in die geeigneten Lagerräume gehen, um uns mit duftenden, exotischen Nüssen, Datteln, Feigen, reifen Bananen, dicken Birnen und grünen Grannys zu versorgen, obwohl ich bei den Bananen skeptisch war. Mehr als einmal hatten die Arbeiter beim Aufstemmen der massiven, für die lange Reise rundum verschlossenen Holzkisten, in denen ganze Bananenstauden befördert wurden, nicht nur die großen, aromatischen Früchte aus Honduras gefunden, sondern auch riesige Spinnen und einmal sogar eine tote Schlange, die für Wirbel sorgte.

Sämtliche Lagerhallen, die sich beidseits des Hofes entlang zogen, waren kaum höher als fünf, sechs Meter und mit Flachdächern versehen, die aus Dachbalken, Holzplatten und Teerpappe bestanden. Wegen des zur Grundstücksmauer hin leicht ansteigenden Geländes gab es Stellen, wo ein bestimmtes Dach nur wenig mehr als mannshoch über den Boden ragte. Und da alle Lagerräume vor Jahrzehnten von unserem Großvater aus Ziegeln gebaut worden waren, fanden sich überall Ritzen und Rillen, in denen geschickte kleine Finger und Schuhspitzen bequem Halt fanden. Den niedrigsten Dachteil einmal erklommen, konnten wir uns auf der ungleichmäßigen schwarzen Fläche voller Schornsteine für die winterliche Lagerraumbeheizung problemlos fortbewegen. Nur zwei Regeln galt es zu beachten: *leise* treten, damit unter den dünnen Dächern niemand die tapsenden Schritte hörte. Und *nie* zu einem Dachrand *geben*, sondern immer schön auf dem Bauch krie-

chen; man konnte ja nie wissen, wer zufällig hinauf schaute. Dass uns die Leute aus den angrenzenden Wohnhäusern, unserem eigenen inbegriffen, natürlich sowieso jederzeit und mühelos sehen konnten, kümmerte uns fatalerweise wenig, solange wir uns vor elterlichen Blicken sicher glaubten.

Die Dächer gaben einen herrlichen Spielplatz ab. Man konnte, dicht am Rand auf dem Bauche liegend, die Gespräche von Erwachsenen belauschen; im Hochsommer aus den Längsnähten zwischen den Dachpappebahnen kleine, streng riechende Teerklümpchen pulen und damit – als abgebrühter Bengel zumindest – unentdeckt den alten Sepp bewerfen; im Sichtschutz eines breiten Schornsteins sitzen und träumend den Flugzeugen im Himmel nachschauen; von unserem letzten Dach auf jenes der Bäckerei herunter klettern, dort am Rand den Kopf vorstrecken und das Treiben in der stets wunderbar duftenden Backstube ausspionieren; vom geteerten Flachdach der Bäckerei zum Schuster weiter schleichen, dessen Werkstatt allerdings unter einer Art Pultdach lag und schon wegen der Schindeln für Erkundungen ungeeignet war. Quasi als Ausgleich ragte aber dicht beim Bäckerdach ein verlängertes Ofenrohr aus den Schindeln, in das man laut und unheimlich „Huhuhuu!!“ rufen konnte, hoffend, der nette alte Schuster würde sich erschrecken.

Wurden wir bei Expeditionen auf den Dächern von unseren Eltern in flagranti erwischt (sehr selten) oder von der ollen Schachtel im Nachbarhaus verpetzt (häufiger), drohte, im Anschluss an die mörderische und an uns beide gerichtete Gardinenpredigt, für Paul obendrein noch eine Tracht Prügel und Stubenarrest, da er als Älterer vernünftiger sein und seine kleine Schwester nicht zu solchem Unsinn anstiften sollte. Am Ende flüchtete Paul dann in eine Ecke des Kinderzimmers und heulte; ich saß neben ihm und heulte mit. Weil es so ungerecht war, dass mein Held weinte und ich nicht einmal eine Ohrfeige bezog, obwohl ich acht war und *ihn* angestiftet hatte.

Vorausgesetzt es war ein Arbeitstag und unsere Eltern folglich beide aus dem Haus, hob meine Großmutter den Stubenarrest am nächsten Tag unweigerlich wieder auf. Paul musste nur versprechen, pünktlich nach Hause zu kommen und abends in väterlicher Präsenz ein gebührend zerknirschtes Gesicht aufzusetzen.

Unser Vater hatte nämlich vor einer Weile mit seltenem Weitblick erkannt, dass Lebensmittelgeschäfte dem Boom der neuen Supermärkte nicht standhalten würden, unseren eigenen Laden verkauft und arbeitete nun in der fernen Innenstadt; unsere Mutter war Leiterin eben eines solchen Supermarktes geworden. Beide mussten morgens früh aus dem Haus, kamen abends spät zurück und derweil führte Oma das Zepter.

Verbat die noch lebhaftere Erinnerung an bezogene Strafen Stippvisiten auf umliegende Dächer, wichen wir unbekümmert auf den Fluss, die Straßen und Gassen des Viertels oder eine weitgehend stillgelegte Bahnlinie aus, die auf einem hohen, aus riesigen Natursteinen errichteten Damm direkt an unserem Haus vorbeilief und früher, als sie noch in Betrieb war, sicher den Schlaf der Bewohner gestört hatte.

Der Bahndamm führte fast schnurgerade vorbei an Schrebergärten, meinem ehemaligen Kindergarten und einzelnen Wohnhäusern zum Wald und von dort in uns unbekanntes Gefilde. Bei der Unterführung hinter unseres Onkels Hof konnte man durch Holunderbüsche und Brombeergestrüpp einen Hang hinauf auf den Bahndamm klettern und nun auf den Schienen balancierend oder von Schläfer zu Schläfer hüpfend bis zum Waldrand gehen. Die Gefahr, von einem Güterzug überrascht zu werden, war praktisch Null, da nur noch einmal pro Woche früh morgens ein Zug mit unzähligen Wagnen eilig vom Bahnhof zu einem fernen Stahlwerk rattete. Unvorhersehbar war nur das Auftauchen der kleinen Lok, die bisweilen die Strecke zur Kontrolle abfuhr. Hörten wir sie kommen, rannten wir wie die Hasen zur erstbesten Stelle, die einen leidlich gefahrlosen Abstieg an der Mauer erlaubte, oder versteckten uns in den Büschen, bis die Lok wieder außer Sichtweite verschwunden war.

Der Wald, zu dem uns die Schienen führten, hatte zahlreiche Attraktionen. Zunächst einmal stand am dortigen Bahnübergang ein Bahnwärterhäuschen, in dem es spukte (Quelle: Paul und Norbert.) Schräg gegenüber lag auf einer Seite ein einzelstehendes, ziemlich heruntergekommenes Haus mit einem riesigen, verwilderten Garten drum herum. In dem Haus wohnte eine verrückte Alte, die hinter den grauen Gardinen am Fenster lauerte und mit dem

Luftgewehr auf Kinder schoss, die versuchten, in den Garten zu schleichen, um Äpfel und Birnen zu klauen. Selbst Paul und die anderen kamen nie auf die Idee, eine Mutprobe daraus zu machen, diesen Garten im Herbst zu durchqueren. Schräg gegenüber auf der anderen Seite des Bahnübergangs lockte eine Bude, die schon deshalb anzog, weil sie Eis einer anderen Marke verkaufte, ein größeres Bonbonsortiment hatte und die Nippons dort weniger kosteten.

Nur hundert Meter hinter dem Bahnübergang und der Bude befand sich ein Spielplatz mit Sandkasten, Rutsche, sechs Schaukeln und einem Klettergerüst, den wir meist gleichgültig passierten. Der große Fußballplatz dahinter war auch selten unser Ziel, schließlich konnten wir auf dem Hof Fußball spielen. Nein, was uns tiefer in den Wald lockte, war der kleine Steinbruch voller Blindschleichen, der Bach, an dem man alle möglichen Dämme, Schleusen, Häfen bauen konnte, und natürlich die Bäume.

Auf Bäume zu klettern, auf hohen Ästen zu wippen, in geeigneten Verzweigungen Buden zu bauen, an einem glatten, dünnen Bäumchen hoch zu klimmen wie an einem Schiffsmast, war mit der größte Spaß, den wir uns vorstellen konnten.

Niemand fiel je vom Baum.

Natürlich liebte Paul Autos und Mopeds. Wahrscheinlich hatte er sich nur bereitgefunden, Lesen zu lernen, weil er dadurch die kleinen Kataloge von Wiking und Märklin aus dem Spielzeugladen, zwei Straßen weiter, allein studieren konnte. Mitunter setzten wir uns nebeneinander in die große, breite Fensterbank, sahen den vielen Autos und Lastwagen unten auf der Hauptstraße nach, und er lehrte mich die verschiedenen Marken.

Was PS und Hubraum bedeutete, verstand ich zwar nicht, aber Opel Kapitän, VW-Käfer, Mercedes-Benz, Citroën, Peugeot lernte ich, wenn auch mit dubioser Aussprache, aufzusagen.

Den Karren, der, von einem riesigen braunen, bescheuklappten Pferd gezogen, in regelmäßigen Abständen vor der Kneipe drei Häuser schräg gegenüber erschien, um neue Bierfässer zu liefern, fand Paul doof, über den neuen

Faun³ unseres Onkels geriet er dagegen in Verückung.

Ein nie vorhersehbares, dafür um so beeindruckenderes Ereignis spielte sich mitunter am frühen Samstagabend ab und versetzte Paul in einen Zustand tranceartiger Euphorie. An der rechten Seite unseres Hauses, in den zimmerbreiten Freiraum zwischen Bahndamm und Hauswand gebaut, befand sich so lange ich zurückdenken konnte eine Pommes Frites-Bude, die einzige im Kern des Stadtteils und von entsprechender Bedeutung. Mein Bruder sang vielleicht nicht sehr tonrein, aber er hatte ein wunderbar feines Gehör für Motorengeräusche. Kam das hohe Surren und Jaulen eines ganzen Schwarms Zweitakter näher, hielt auf dem Bahnhofsvorplatz an und verstummte allmählich, stand er längst am Fenster. Fünfzehn, zwanzig Floretts und KS 50 und Hercules reihten sich da nebeneinander ein, auf ihren Sitzbänken ehrfurchtgebietende Gestalten in engen Jeans, spitz zulaufenden Stiefeln, schwarzen Lederjacken, die erst einmal Kämmen aus der Tasche zogen und sich nonchalant die kurzen, glänzenden Haare wieder sorgsam nach hinten kämmt. Mir sagten die Namen Chuck Berry, Little Richard, Elvis Presley nichts, sonst hätte ich gewusst wieso die Tolle so wichtig war. Und wieso mein Bruder aufgeregt rief: „Rocker!“

Rocker war für ihn Synonym für knatternde Mopeds, Freiheit, Verwegenheit, Aufmüpfigkeit, aber auch Gewalt, denn tauchten die Schwärme heulender Kreidlers und Zündapps irgendwo auf, und sie tauchten immer nur im Rudel auf, zogen die „anständigen“ Jungs vorsichtshalber ab, statt sich der Frage auszusetzen: „Wills'e ein' inne Fresse, ey?“

Für uns gehörten die meist noch nicht einmal Zwanzigjährigen natürlich zu den Großen, den Erwachsenen, und so sehr ich bezweifle, dass Paul ihre Neigung zu Schlägereien bewunderte, beneidete er sie ganz sicher um ihre Mopeds.

Die Rocker strömten in Grüppchen und paarweise in die Pommes-Bude, kamen nach einer Weile wieder heraus, setzten sich lässig auf ihre Mopeds, ein Stiefel auf der Fußraste, das andere Bein auf dem Kopfsteinpflaster, stocherten mit Holzgäbelchen in den Pappschalen, lachten, redeten laut und genos-

3 LKW-Marke.

sen die Blicke der Passanten. Abschätzig Blicke zumeist, manchmal beklommen, selten bewundernd. Unser Teil des Viertels war nicht der Ort, an dem rebellische Jugendliche auf Zustimmung hoffen durften, außer von kleinen Dötzen wie Paul und Norbert. Brach die Bande mit viel Getöse, aufsehenerregenden Hochstarts und heulenden Motoren schließlich auf, schwärmte Paul noch stundenlang von Mopeds.

Hatten wir von Frühling bis Herbst den Fluss, in dem ich schließlich schwimmen lernte, den Wald, den Hof, den Bahndamm als Spielplatz zur Verfügung, stromerten wir im Herbst vor allem in den Baumreihen um den Bahnhof herum, weil dort riesige Kastanienbäume ihr Laub abluden, das von einem Arbeiter sorgsam zusammengefeigt und von uns beim Darin-Wühlen nach den stacheligen Hüllen der Kastanien samt ihrer Früchte wieder durcheinander gebracht wurde. Aus den dicken Kastanien konnte man mit Streichhölzern Männchen und Tiere basteln. Manchmal warfen wir auch heimlich eine in den riesigen Kohleofen im Kinderzimmer, wo die Bratäpfel garten, und wenn sie schließlich explodierte und unsere Großmutter alarmiert ins Zimmer stürzte, setzten wir unschuldige Gesichter auf.

Herbst hieß natürlich auch Obst. Es zu Stehlen war gerade für uns restlos überflüssig, aber über fremde Gartenmauern zu klettern, verbotene, von ihren Besitzern eifersüchtig gehütete Birnbäume zu besteigen, mit klopfendem Herzen, die Anorakkapuze voller Früchte, wieder in Sicherheit zu schleichen, wo zwei der Bande derweil Schmiere standen – das kann eine Birne aus der Kiste im Lager einfach nicht bieten.

Setzte schließlich der Winter ein, verkürzte das zwar unsere Ausgehzeiten, denn wir durften trotz Bitten und Betteln im Dunkeln nicht draußen bleiben, dafür lockten jetzt Schneeballschlachten, Schlinderbahnen und auf dem hohen, mit Gras bewachsenen Hügel jenseits der stillgelegten Zugstrecke eine viele hundert Meter lange Rodelbahn.

Den großen Schlitten dort hinauf zu ziehen war eine ziemliche Plackerei, aber dann mit Paul, der vorne saß und mit den Gleitschuhen lenkte, die halbsbrecherische Abfahrt anzutreten, gefolgt oder in Verfolgung von Norbert, Kalle

und Frank ein kaum zu überbietendes Vergnügen.

Die Rodelbahn hatte etliche scharfe Kurven und viele kleine Senken, so dass man gut aufpassen musste, nicht vom Wege abzukommen oder nach dem Sprung aus einer Senke vom Schlitten zu fallen, was vielstimmiges, schadenfrohes Gelächter auslöste, aber vor allem musste man am Ende der Strecke ordentlich navigieren, da sie nach einer engen Kurve auf eine kaum befahrene Straße auslief, die an dieser Stelle von einer Mauer begleitet wurde.

In einem Winter, ich war sieben dreiviertel, verpasste ein Junge die Kurve und landete in der Mauer. Er blieb einfach im Schnee liegen. Der von Anwohnern gerufene Notarztwagen brauchte endlos, um sich vom St. Josephs Hospital im angrenzenden Stadtteil zu uns durchzuschlagen, weil die Straßen natürlich hoch zugeschnitten und die Fahrbahn darunter vereist war. Paul, ich und unsere Freunde und die meisten anderen Kinder waren still und bedrückt nach Hause gegangen, die Freude am Schlittenfahren erst mal vorbei. Natürlich verstanden wir noch nicht, was es wirklich bedeutete, dass der Junge da im Schnee tot war.

Nach einigen Tagen legte sich die triste Stimmung um uns her wieder und wir kehrten mit Tonnen von Ermahnungen im Kopf zurück auf den Hügel. Die Rodelbahn bekam bei uns Kindern den Namen Todesbahn und zog die älteren Jungen aus der Nachbarschaft nun erst recht an.

Der Dezember besaß zwei Attraktionen, denen Paul und ich mit einer seltsamen Mischung aus Euphorie und Angst entgegensahen.

Grundsätzlich begann der Nikolaustag sehr positiv. Paul fand meist ein neues, heißbegehrtes Spielzeugauto auf dem Frühstückstisch und für mich stand neben meinem Stuhl ein riesiger Stutenkerl, aus weichem, mit Zimt gewürztem, süßen Stuten, mit Rosinen als Augen und Mund, Backpflaumen als Knöpfen und einer langen, festgebackenen Tabakspfeife aus Ton. Essen konnte ich den Stutenkerl getrost allein; was Paul hingegen anzog, war die Pfeife, und ihr Besitz machte mich bei ihm und seinen Freunden immens populär. Wieso, lehrte er mich in meinem ersten Schuljahr.

Mir wurde von meinem Bruder zugerannt, mit der Pfeife in unseren Kohlen-

keller zu kommen, wo die Bande bereits wartete.

„Gib her!“, sagte Paul dort und nahm mir die Pfeife ab. „Du musst schwören, nix zu verraten! Schwörst du?“

„Ja!“

Er zog eine Zigarette hervor (aus Omas Paket geklaut, keine Frage), entfernte das Papier, bröselte den Tabak in Norberts Hand, nahm ein bisschen davon und stopfte es in meine Pfeife, riss unter den ehrfürchtigen Blicken seiner Genossen ein Streichholz an und entzündete die Pfeife. Der erste Zug stand ihm zu und während er hustete und mit der Hand vorm gequälten Gesicht wedelte, reichte er sie an Norbert weiter, der einmal paffte, hustete, „Aua, Scheiße!“, rief, weil die Brennkammer so heiß war, und die Tonpfeife an Kalle gab. Der war zwar schlau genug, sie am Holm zu fassen, nur war das bisschen trockener Tabak mittlerweile verbrannt und die Kammer musste mit dem Rest der großmütterlichen Zigarette neu befüllt werden. Kalle paffte zufrieden, Frank bekam auch noch einen Zug ab und als ich endlich an der Reihe war, gab es nur noch kalten Rauch zu atmen.

Was dem 6. Dezember diesen Ruch des Zweifelhafte gab, war der Nikolaus selbst. Er pochte in Begleitung eines zwielichtigen Kerls namens Knecht Ruprecht abends gebieterisch an die Wohnungstür, wurde von Oma eingelassen, baute sich samt seinem großen Sack furchteinflößend vor mir und Paul auf und fragte, ob wir im Laufe des Jahres brav gewesen wären. Die Rute, mit der Ruprecht herumspielte hätte jedes Kind zum Lügen motiviert. Der zweifellos mit Geschenken gefüllte Sack ebenfalls.

Natürlich sagten wir: „Ja!“

„Brave Kinder kennen Gedichte! Könnt ihr ein Gedicht aufsagen?“ hakte der Nikolaus mit dem wallenden weißen Bart, den langen weißen Haaren und dem roten Anzug nach.

Paul sagte seines auf; mindestens drei Strophen lang. Ich kam mit vier Zeilen davon.

Nikolaus schien zufrieden, wies Ruprecht an, zwei Geschenke aus dem Sack zu holen, gemahnte uns, auch bis zu seinem nächsten Besuch recht brav zu sein und stapfte von dannen. Erst wenn er wirklich verschwunden war, kühl-

ten sich meine roten Backen ab und ich fand die Sprache wieder. (Nikolaus verlor seinen Schrecken vollkommen, als Paul mir in meinem 3. Schuljahr anvertraute, dass es eh nur Onkel Heinz unter der Verkleidung war. Er pochte denn auch nie wieder an unsere Tür.)

Die Weihnachtszeit begann ebenfalls grundsätzlich positiv. Wir durchsuchten bei Abwesenheit unserer Eltern und kurzfristigen, außerhäuslichen Aktivitäten unserer Großmutter systematisch sämtliche Schränke im Haus nach Weihnachtsgeschenken, um bei Fehlen besonders begehrter Artikel vom Wunschzettel anschließend wie nebenbei alle Erwachsenen daran erinnern zu können, dass uns nur dieses bestimmte Präsent wirklich interessierte (obwohl das selten zum gewünschten Erfolg führte).

Außerdem durfte ich mit fünf, sechs Jahren beim Ausstechen und anschließenden Dekorieren der Weihnachtsplätzchen helfen, was Spaß machte.

Da die Bescherung am Abend des 24. Dezember stattfand, war uns am Nachmittag dieses bedeutsamen Tages strikt verboten, ins Wohnzimmer zu gehen, das sowieso vorsichtshalber abgeschlossen blieb, und natürlich versuchten wir den Weihnachtsmann auszuspionieren, der da drinnen Geschenke unter dem Christbaum deponierte.

Das eigentliche Weihnachtsgeschehen begann schon Stunden vorher und zeigte die ersten Nachteile der ganzen Geschichte: Paul und ich wurden der Reihe nach in die Badewanne gestellt, gründlichst abgeschrubbt und dann in Kleider gesteckt, in denen wir uns, milde ausgedrückt, unwohl fühlten. So gegen sieben Uhr setzte sich die ganze Familie zum Abendessen und irgendwie schaffte es unser Vater, Paul nicht ins Badezimmer abzukommandieren.

Nach dem Essen folgte das große Elend.

Paul musste die gekürzte Version der Weihnachtsgeschichte aufsagen und ich ein kleines Gedicht. Das Problem war nicht, dass wir unsere Texte vergessen hätten. Das Problem waren die Interventionen unseres Vaters. Kaum hatte Paul begonnen, hieß es:

Steh aufrecht!

Nuschel nicht!

Ratter die Geschichte nicht so runter!

Und noch mal von vorn!

Beide Hände hinter den Rücken!

Ich hab doch gesagt, steh gerade!

Wie – du hast die Strophe vergessen? Noch mal: Es begab sich aber zu der Zeit...

Paul schaffte es, anders als bei den Proben, in Anwesenheit unseres Vaters nie fehlerfrei durch seine Geschichte und war irgendwann den Tränen nahe, bis Oma sagte:

„Gut so. Und nun hören wir deiner kleinen Schwester zu und dann los, Geschenke auspacken!“

Mir erging es nicht besser, außer dass ich die Hände vorm Bauch verschränken sollte und nur ein paar Zeilen aufsagen musste. Mit fünf Jahren liebte ich es noch, vor Publikum Lieder vorzusingen, Witze zu erzählen und Reime aufzusagen; zu Beginn der 3. Klasse hatte mein Vater mich schon restlos von meiner diesbezüglichen Unfähigkeit überzeugt.

Die folgenden beiden Feiertage in ständiger Präsenz dieses Vaters zu verbringen, dessen Geduldsfaden mit jeder Stunde dünner wurde, sechs Mahlzeit mit ihm am Tisch zu überstehen, seine Nörgelei am Essen, am Wetter, an Gott und der Welt anzuhören, war nur dank gelegentlicher Verwandtenbesuche erträglich und unsere Weihnachtsgeschenke begannen wir erst so richtig zu genießen, wenn er wieder zur Arbeit fuhr.

Mit ihm aus dem Haus bekam der prächtig geschmückte Weihnachtsbaum Glanz, dufteten die Weihnachtsteller mit ihren Äpfeln, Apfelsinen und Nüssen, Spekulatius, Pfeffernüssen, Printen, Lebkuchen und massenhaft Marzipankartoffeln noch mal so gut, probierten wir vergnügt die neuen Spiele aus, Gänseliesl, Mensch-ärger-dich-nicht oder Monopoly, Pauls Baukasten oder meinen Zauberkasten, bis im Haus zu bleiben langweilig wurde und wir lieber wieder mit den anderen Jungs Schneemänner bauten und Schlitten fuhren.

Offensichtlich konnte die Idylle nicht ewig währen. Es war glaube ich mein viertes Schuljahr, als kurz hintereinander Frank und Kalle weggezogen, in einen anderen Stadtteil, vielleicht sogar in eine andere Stadt. Paul, unterdessen vierzehn, quälte sich durch die Schule, die er zu meinem völligen Unverständnis

„hasste wie die Pest“, schob nachmittags oft mit Norbert allein ab und durfte abends viel länger draußen bleiben als ich.

In die frei gewordenen Wohnungen von Frank und Kalle zogen zwei neue Familien mit Kindern. Ein Junge, wie ich neun Jahre alt, wohnte nun direkt im Nebenhaus, ein mit uns gleichaltriges Mädchen, das die Haare kurz und an Wochentagen nur Hosen trug, so wie ich, zog ein paar Häuser weiter ein und die beiden rückten nach und nach in den Mittelpunkt meiner Welt.

Silke, mit dem Spitznamen Charlie, jungenhaft, frech genug und ein Schlüsselkind, folgte als Neuling im Viertel ohne weiteres meiner Führung; Peewee, älterer Bruder einer kleinen Schwester, sah überhaupt nicht ein, wieso er ein Mädchen als Bandenchef akzeptieren sollte, mochte das Mädchen auch aussehen wie ein Junge und Sebastian heißen. Wir stritten in einem fort. Unsere kleine Gang, der sich von Zeit zu Zeit auch andere Jungs unseres Alters aus der Nachbarschaft anschlossen, lähmte das Hin und Her gewaltig. Sagte ich, „Los, lasst uns zum Fluss gehen!“, protestierte Peewee garantiert und beharrte darauf, in den Wald zu gehen. Dann standen die anderen unschlüssig herum und wussten nicht, wem sie sich nun anschließen sollten.

Am Ende einigten wir uns auf ein Duell. Ich bin sicher, Peewee hatte nicht den blassesten Schimmer einer Ahnung, was ihn erwartete als ich sagte:

„Morgen Nachmittag um drei am Fluss, da wo der alte Kletterbaum steht. Ich bring Charlie mit und du Rolli.“

Er sagte trotzdem zu.

Ein „Duell“ war eine Art Ringkampf im Freistil; man durfte schubsen, hauen, treten, nur nicht an den Haaren ziehen, denn das taten nur Mädchen. Gewinner war, wer es schaffte, sich auf den Brustkorb des zu Boden gegangenen Kontrahenten zu setzen, die Knie auf dessen abgespreizte Oberarme zu stellen und nun deftig hin und her zu rollen. Wir nannten das „Muskelreiten“, es tat erbärmlich weh in den Armen und führte rasch zum gewünschten Finale, dem mehr oder weniger tränenreichen Schrei des Verlierers: „Ich ergebe mich!“

Ich hatte mit Paul unendlich viele Duelle ausgefochten. Zum Spaß, auf dem Boden im großen Kinderzimmer, wenn wir dort allein waren; manchmal im

Ernst, wenn einer von uns beiden auf den anderen wirklich wütend war. Er, weil ich heimlich eine Karte aus seinem Autoquartett versteckt hatte, ich, weil er mir nicht verraten wollte, welche haarsträubenden Geschichten aus Südafrika ihm die Fahrer unseres Onkels erzählt hatten.

Während Paul die Quinta besuchte, gab es außerdem eine kurze Phase, in der er neue Schulkameraden aus dem Gymnasium zu uns einlud. Mitsamt ihrer jüngeren Brüder. Ob die älteren Jungs das vorher schon abgesprochen hatten oder es sich spontan ergab, habe ich nie gefragt, aber in jedem Falle stellten sie uns Jüngere gegeneinander auf: wir mussten von unserer Hintertür aus quer über den ganzen Hof bis zur entferntesten Begrenzungsmauer rennen, sie antippen, umkehren und wieder zurücklaufen. Wer gewann, bekam den ersten Punkt zugesprochen. Das Überwinden einer vielleicht zwei Meter hohen, schmalen Steinmauer im Nachbarhof gehörte auch zum improvisierten „Turnier“; Gewinner war, wer die Mauer am schnellsten überkletterte *ohne* sich an der krönenden Reihe Stacheldraht die Hosen zu zerreißen (blutende Finger wurden gleichgültig ignoriert). Dem folgte, ebenfalls im Nachbargrundstück, das Erklimmen eines enormen Birnbaums bis zu einem bestimmten Ast nahe der Spitze. Hier zählte nur die Schnelligkeit, jeder kletterte einzeln und Paul und sein jeweiliger Schulgefährte zählten laut die Sekunden. Als letzte Disziplin schließlich kam der Ringkampf an die Reihe.

Der ältere Bruder des Siegers erhielt vom älteren Bruder des Verlierers ein paar ersehnte Fußball-Sammelkarten, oder einen kostbaren, obschon abgewetzten Wikinger⁴, oder irgendeinen anderen kleinen Schatz, den er heiß begehrte, aber auf keinem legitimen Weg hätte bekommen können, jedenfalls nicht sofort.

Ich strengte mich nicht deshalb an zu gewinnen, weil Paul mir zuzischte: „Lass dich von dem bloß nich’ fertig machen!“ Oder: „Wenn du mich blamierst hab ich dich das letzte Mal mitgenommen!“ Nein, ich strengte mich an, weil ich meinen großen Bruder über alle Maßen verehrte, er war mein Held, mein Idol und ich hätte alles, wirklich alles dafür getan, mir seine Anerkennung zu bewahren. Und außerdem war ich ehrgeizig. Den vielleicht ein,

4 Wikinger: Spielzeugautos der Marke Wiking.

zwei Jahre älteren fremden Bengel beim Wettlauf Staub schlucken zu lassen, ihn schadenfroh auszulachen, wenn er beim Anblick des Stacheldrahts oder der hohen Krone des Birnbaums schon aufgab und am Ende oft genug triumphierend auf seinen Oberarmen herumzureiten war fast ebenso grandios wie Pauls Anerkennung, wenn er, den Arm komplizenhaft auf meine mageren Schultern gelegt, in der anderen Hand die gewonnene Trophäe, strahlend mit mir nach Hause ging.

Verlor ich ein Turnier, war er den ganzen Nachmittag beleidigt und ich fühlte mich wie ein herrenloser Hund. Abends ließ er sich dann meist schon wieder herab, mir neue Tricks für den Ringkampf beizubringen oder das schnellere Erklettern von Mauern.

In diesem Lichte betrachtet wird klar, wieso Peewees Niederlage vorprogrammiert war. Umzingelt von einer Horde brüllender, lachender, uns anfeuernder Neun- und Zehnjähriger erlebte Peewee die schlimmste Schmach seiner Kindheit und rannte nach dem jämmerlichen „Ich ergeb mich“, vor Wut und Elend heulend heim. Am folgenden Tag, nachmittags, kam er auf unseren Hof und fragte verlegen: „Wo sollen wir hingehen?“

Wir verloren nie ein Wort über unser Duell. Er akzeptierte mich als Anführer und verteidigte mich blindwütig gegen andere Jungen aus dem Viertel, wenn einer von ihnen mit gerümpfter Nase zu sagen wagte: „Häh? Das is ja'n Mädchen!“

Kurz nach meinem 10. Geburtstag ging die Welt unter.

Paul war eben mit jemandem, – doch sicher Norbert? – in die Bahnunterführung jenseits der Hofmauer entwischt und ich schlich ihnen nach. Ausspionieren, was die Älteren im Schilde führten. Vielleicht rauchten sie heimlich Stumpen. Wo die Mauer endete, konnte man sich gut neben dem Eingang zu dem kurzen Tunnel verstecken, vorsichtig um die Ecke lugen und lauschen. Was ich am Ausgang der unbeleuchteten Unterführung sah, war so unerwartet, befremdlich, nie da gewesen, dass ich einfach wie gelähmt stehen blieb und starrte. Was die Szene dort hinten für Paul bedeuten mochte, ahnte ich nicht einmal vage, was sie für mich bedeutete war mir instinktiv klar: das Ende der Welt.

Paul stand an die Tunnelmauer gelehnt, eng umschlungen mit einem Mädchen aus der 8. Klasse und küsste sie stürmisch. Die beiden waren viel zu vertieft, um mich zu bemerken. Als sich meine Starre wieder löste, schlich ich verwirrt, niedergeschlagen, fast weinend zurück auf den Hof, hockte mich allein in den ausrangierten Lastwagen und konnte mir nicht einmal selbst erklären, was ich da gerade Entsetzliches entdeckt hatte. Nach einiger Zeit sagte ich laut und hitzig in Richtung Eisenbahnunterführung: „Ich *hasse* dich, du blöde Kuh!“ Und dann gings mir ein bisschen besser.

Ich war auf diese erste Freundin meines Bruders monatelang wütend eifersüchtig. Nicht nur, weil sie seine Aufmerksamkeit, seine Zeit beanspruchte, mit ihm allein sein wollte und mich restlos ausschloss, sondern vor allem, weil mit ihrem plötzlichen Erscheinen in seinem Leben meine, unsere vertraute Kinderwelt unwiderruflich zu Ende ging. Nichts würde mehr sein wie früher.

Nicht einmal die Schule, denn als wir in die Sommerferien entlassen wurden, wussten viele von uns, dass das nächste Schuljahr eine ganz neue Schule, neue Klassenkameraden, neue Schulwege nebst der aufregenden, lärmigen Fahrt mit der Straßenbahn bedeuten würde. Maxl und ein paar andere Jungen wurden, wie ich, zur Realschule geschickt. Nichts würde mehr sein wie früher. Und um die Verwirrung vollständig zu machen, bekam ich meine erste Menstruation.